DER CONSONANTISMUS DES SIEBENBÜRGISCH-SÄCHSISCHEN

Johann Wolff



PROGRAMM

des evangelischen

Untergymnasiums

und der damit

verbundenen Lehranstalten

in

Mühlbach



am Schlusse des Schuljahres 1872/73

veröffentlicht vom Director

Gustav Arz.

Inhalt:

Hermannstadt,
S. Filtsch's Buchdruckerei (W. Krafft).
1873.

Herrn Prof. Zarncke,
seinem hochverdienten Lehrer
vom Verf.

Der Consonantismus

des

Siebenbürgisch-Sächsischen

mit Rücksicht

auf die Lautverhältnisse verwandter Mundarten.

Ein Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Grammatik

von

J. Wolff.

Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden.

J. Grimm.

Vorwort.

„Eines Volkes Ehre hängt grösstenteils an seiner Muttersprache". Die Sprache ist der Geist eines Volkes und sein Geist ist seine Sprache. Volk, Volksgeist und Sprache sind Eins, man kann sie sich kaum identisch genug denken. Sie sind sich gegenseitig Grund und Bedingung, mit dem einen dieser Glieder fallen notwendig die andern. Wo der Eroberer, der gewalthabende politische Gegner an eines Volkes Sprache tastet, da schädigt und zerhaut er die Wurzeln an dessen Volkstum. Ein Volk lebt und webt, steht und vergeht mit seiner Sprache. Je kräftiger der Herzschlag einer Sprache, desto grösser ist die Bürgschaft für den nationalen Weiterbestand ihrer Träger.

Und wenn dem so ist — und ihm ist so, — dann hat auch dies deutsche Völkchen an der äussersten Ostgrenze europäischer Civilisation seine letzten Geschicke noch nicht erfüllt. Noch pulsiert frisches Leben durch die Adern seiner Muttersprache und das lässt hoffen, dass sie wohl auch die von neuem über sie hereingebrochenen Gefahren werde bestehen und überstehen können. Noch steht unsere Muttersprache — denn nur der Dialekt hat auf diesen Namen gerechten Anspruch — noch steht sie wie ein uraltes Denkmal mitten unter uns, das zwar mannigfach erschüttert worden durch die Stürme sieben drangsalvoller Jahrhunderte, sich aber trotzdem fest und ungebrochen bis in die Gegenwart erhalten hat als ein Zeugnis unserer Herkunft, unserer Geschichte und unseres Wesens.

Mit wahrer Pietät und mit der Zähigkeit jenes deutschen Volksstammes, dessen Namen wir vielleicht nur zufällig tragen, hängt der Sachse an dem teuersten Erbe seiner Väter, an seiner Muttersprache, sie möchte er als den edelsten Teil seiner selbst ungeschmälert den nachkommenden Enkelgeschlechtern überantworten. Die Erhaltung und Reinbewahrung ist ihm nicht leicht gemacht worden; so schwere und zugleich so rühmliche Kämpfe für das deutsche Wort dürfte kaum eine andere deutsche Colonie durchgekämpft haben. Darum auch betrachtet der Sachse seine Sprache als sein vollstes und heiligstes Eigentum, als die Seele, den innersten Lebensnerv seiner Nationalität, als die Trägerin einer gerade in unseren Tagen das Herz doppelt erfreuenden Tradition, als die Führerin zu den unerschöpflichen, immer frisch sprudelnden geistigen Brunnen des deutschen Mutterlandes, als die geheimnisvolle Gottesquelle, aus welcher ihm die geistige Einheit mit den ruhmreichen Bruderstämmen, aus der ihm die Liebe zu Volk und Vaterland fliesst.

Hiemit hängt in ihrem innersten Kerne zusammen die wissenschaftliche Pflege, welche alles das, was unser Volkstum ausmacht, erfahren hat. Seit mehr als drei Jahrzehnten sind das gesprochene und das gesungene Wort, die Sitte und der Glaube des Volkes der Gegenstand eifriger Sammlungen und Forschungen gewesen. Das Volkslied fand in Schuller und Schuster die gewünschten Sammler und Herausgeber und es hat namentlich der letztere ein recht hübsches Sträusschen aus den bescheidenen „Blumen am Wege“ gebunden. Die Sitten und Bräuche des sächsischen Völkchens enthalten so manche lockende Rätsel, so zahlreiche Anknüpfungs- und Vergleichungspunkte mit den Bräuchen in einzelnen deutschen Gauen, so dass dieser Zweig der volkstümlichen Forschungen sich verhältnissmässig die meisten Freunde erwarb. Unter ihnen stehen J. K. Schuller, Haltrich und G. Schuller obenan. Hier ist noch manche Arbeit zu thun. Eine erschöpfendere Behandlung haben die Mythe und das Märchen durch Schuster und Haltrich erfahren. Wer es versteht wie Schuster in seinen deutschen Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen auf dem leise murmelnden Flüsschen der Mythe aufwärts zu fahren, wird mit Ueberraschung finden, welch' ein guter Teil urdeutscher Naturanschauung und Naturauffassung sich im siebenbürgischen Sachsenland erhalten hat. Mit leichter Hand hat Müller die duftigen Ranken, welche die Sage in reicher Fülle um Burgen und Berge, um Bäche und Bäume geschlungen, aufgehoben und sorgsam gesammelt.

Dem gesprochenen Worte endlich, dem Volksdialekte, haben nächst einigen Andern besonders Schuller und Haltrich ihre Liebe zugewendet. Die Sammlung des Wortvorrats ist schon lange im Flusse, aber noch immer nicht nahe dem Abschlusse, soweit ein solcher überhaupt möglich ist. Wohl ist schon manches besondere Wort, das oft wunderbare Perspektiven in die Vergangenheit unseres Volkes eröffnet, der Vergessenheit entrissen, doch wäscht der den volkstümlichen Besonderheiten unholde Strom der Neuzeit manches schöne Körnlein, manchen teuren Rest der Vorzeit weg, ehe man es sich versieht. Darum wäre es dringend notwendig, dass Haltrich in seinen Sammlungen für ein siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch — warum hiefür immer das altmodische, „capriciös ausländernde“ Idiotikon? — eifrigst unterstützt werde.

Auch der Grammatik unserer Mundart müsste daraus ein in seiner Bedeutung gewöhnlich unterschätzter Vorteil entstehen. Der Grammatik ist unter den Geschwistern der volkstümlichen Forschung wohl der schwerere, aber auch der fruchtbarere Teil zugefallen. Für sie ist trotzdem oder eben darum noch am wenigsten getan worden. Schullers Arbeiten müssen trotz ihres fragmentarischen, die Sicherheit der Schlüsse gefährdenden Charakters vom späteren Grammatiker, der aus reichlicher fliessenden Quellen schöpft, immer hoch gehalten werden. Nach langer Pause regen sich auch auf dem Gebiete der Grammatik neue Kräfte und J. Roth's jüngst erschienene Laut- und Formenlehre der starken Verba im Siebenbürgisch-Sächsischen (Vereinsarchiv X, 423 und XI, 2.) mag als der Anfang einer nach den Grundsätzen der heutigen Sprachwissenschaft behandelten Specialgrammatik unseres Dialektes begrüsst werden. Einen bescheidenen Beitrag zu dieser Grammatik will auch die vorliegende Arbeit liefern. Der

in ihr behandelte Gegenstand ist auch von meinem Freunde Roth in dem genannten Aufsatze in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen worden. Leider erschien dieser Aufsatz erst als das Manuscript meiner Arbeit nahezu druckfertig vorlag, was es mir natürlich unmöglich machte, anders als in einigen wenigen Anmerkungen auf die durch Roth gewonnenen Resultate Rücksicht zu nehmen. Was unsere Arbeiten von einander unterscheidet, brauche ich nicht zu sagen, weil es sich leicht ergeben wird.

Ich habe mir immer gegenwärtig zu halten versucht, dass der Dialektforscher von den Formen der Gegenwart auszugehen, dieselben an die älteren Phasen der Sprache zu knüpfen und ihren Zusammenhang darzutun habe. Nun sind aber die älteren Formen unseres Dialekts ausserordentlich schwer oder gar nicht zu constatieren, weil derselbe keine literarischen Denkmäler aufzuweisen hat. Die dürftigen Reste altsiebenbürgisch-sächsischer Wortformen in den von Müller unter dem Titel „deutsche Sprachdenkmäler" gesammelten deutschen Urkunden aus Siebenbürgen sind zwar immerhin hochwichtig, geben aber nur auf die allerwenigsten Fragen eine genügende Antwort.

Dies und die noch immer unerledigte Frage, wo denn eigentlich die Heimat jener Deutschen zu suchen sei, die vor sieben Jahrhunderten auf des ungrischen Königs Ruf zum Schirm der Krone in die Einöde jenseits des Waldes gewandert, dies macht dem siebenbürgisch-sächsischen Grammatiker auch die sorgsame Erforschung aller jener feinen Einzelnheiten der Sprache zur Pflicht, welche die kennzeichnenden Merkmale ihrer Verwandtschaft mit andern deutschen Mundarten bilden.

So viel kann als ausgemacht angenommen werden, dass das Siebenbürgisch-Sächsische zur Familie jener halbschlächtigen Dialekte gehört, die sich zwischen den beiden grossen Sprachgruppen, zwischen dem Ober- und Niederdeutschen unter dem Namen des Mittel- oder Binnendeutschen weithin ausdehnt, also zu jener gewaltigen Sprachmasse, „deren äusserste östliche Ausläufer im Westen bis beinahe vor die Tore von Calais, deren äusserste östliche bis an den Rotenturmpass an der türkischen Grenze reichen." Da reiht sich Dialekt an Dialekt, bald mit bestimmter, bald mit unsicherer und schwankender Scheidegrenze. Bei der Verwandtschaft, die sich um alle diese Dialekte als einigender Familienzug schlingt, herrscht die grösste Mannigfaltigkeit.

Da fragt sich nun: zu welchem dieser mitteldeutschen Dialekte steht das in Siebenbürgen nicht zu den autochtonen Sprachen gehörige Sächsische in dem näheren Verhältnis der Tochter zur Mutter? Ziemlich allgemein hat man bisher das Rheinfränkische als diesen Stammdialekt bezeichnet. Für die Richtigkeit dieser Annahme sprechen eine Reihe sprachlicher, kultur- und sittengeschichtlicher Parallelen. Die Differenzen zwischen unserem heutigen Sächsischen und den jetzt gesprochenen fränkischen Mundarten können jene Hypotese nicht widerlegen. Man braucht nur nicht zu vergessen, dass die Sprache, namentlich der Dialekt fortwährenden Änderungen unterworfen ist, dass die klimatischen Verhältnisse auf mannigfaltige Weise in ihre Entwickelung eingreifen, dass die zwischen Land und Volk sich herstellende Harmonie notwendig auch in der Sprache zum Ausdruck gelangen muss. Wenn zahlreiche sprachliche und sittengeschichtliche Momente nach Niederdeutschland weisen, so kann auch das die obige

Annahme nicht stürzen, hatten doch die alten Franken ihren Sitz, ehe sie südwärts zogen, tief unten am Niederrhein, vorzüglich zwischen Sieg und Lippe, also in dem niederdeutschen Sprachgebiete und war doch das Niederrheinisch-Kölnische noch bis zum achten und neunten Jahrhundert eine vorwiegend niederdeutsche Mundart.

Hieraus folgt, dass die siebenbürgisch-sächsische Dialektforschung, sofern sie zur Lösung geschichtlicher Fragen auch etwas beitragen will, nicht allein das Hochdeutsche — vorzugsweise das Alt- und Mittelhochdeutsche, — sondern auch das Niederdeutsche, ganz besonders aber das Alt- und Neufränkische und damit das Mitteldeutsche überhaupt vergleichend herbeiziehen muss.

Es ist das eine schwierige Aufgabe, eine um so schwierigere, als nur noch die wenigsten der betreffenden Dialekte eine entsprechende wissenschaftliche Behandlung erfahren haben.

Ich bin weit entfernt von dem Glauben, dass ich allen Anforderungen genügt habe, die an eine Arbeit wie die vorliegende gestellt werden müssen. Die Umstände, dass ich nur ein kleines Bruchstück meiner Tätigkeit dieser Arbeit habe widmen können, dass mir die einschlägigen wissenschaftlichen Werke nicht in zureichender Anzahl zugänglich gewesen, dass entsprechende Vorarbeiten Fremder mangelten und ich mir alles selbst habe suchen müssen, das wird hier die Lücke dort den Irrtum — nicht entschuldigen aber erklären. Die erste Arbeit auf einem so schwierigen Felde kann keine abschliessende sein.

Schliesslich erübrigt nur noch, den Freunden und Gönnern, namentlich den Herren Pfarrern Haltrich und Müller, dem Herrn Superintendenten Dr. Teutsch, der löbl. Schässburger Gymnasialdirection, dann dem Freunde Dr. K. Reissenberger und mehrern meiner hiesigen Collegen für die bereitwillige Unterstützung durch die Überlassung von Büchern und durch die Beantwortung der an sie gestellten Fragen herzlich zu danken.

Der Verfasser.

Die Consonanten im Allgemeinen.

Die Consonanten unterscheiden sich von den Vokalen phonetisch dadurch, dass der zu ihrer Erzeugung erforderliche Luftstrom auf seinem Wege nach Aussen im Mundkanale eine Hemmung zu überwinden hat, während die zur Bildung der Vokale notwendige Luft bei offenem Munde ungehindert herausströmt. Die Uebergangsstufe von den Vokalen zu den Consonanten bilden die Halbvokale. Nach der Eigentümlichkeit des bei ihrer Erzeugung entstehenden Reibungsgeräusches teilen sich diese in Murmellaute (L-Laute) und Zitterlaute (R-Laute).

Wird der Mundkanal irgendwo geschlossen und die aus den Lungen hervorgeblasene Luft dadurch auf ihrem Wege nach Aussen unterbrochen, so entstehen die Consonanten. Steht nun dem Luftstrom bei gesperrtem Mundkanal der Weg durch die Nase offen, so erhalten wir die sogenannten Nasalen oder — wie Brücke sie nennt — die Resonanten (m und n).

Ist dem Luftstrom der Weg nicht allein durch die Mundhöhle, sondern auch durch die Nase abgeschnitten, so entstehen die reinen oder echten Consonanten. Diese teilen sich wieder in zwei Klassen. Wird der Mundkanal vollständig geschlossen und bricht der momentan unterbrochene Luftstrom nach Wiedereröffnung desselben mit einem stärkeren oder schwächeren Geräusch hervor, so bilden sich die sogenannten Verschlusslaute oder Explosivae. Es sind dies dieselben Laute, für welche der Name Mutae am geläufigsten ist, also: p b, t d, k g. Ist die Verschliessung des Mundkanals keine feste, so dass sich die ausströmende Luft, wenn auch nur mühsam und an den Sprachorganen sich reibend, durchdrängen kann, so entstehen die Reibungslaute (Fricativae) oder Spiranten.

In beiden Klassen, den Explosivlauten (Muten) und Spiranten (Fricativen) sind wieder zwei Fälle zu unterscheiden. Bei den Explosivlauten kommt es zunächst darauf an, ob die Stimmritze weit offen, oder ob sie verengt ist. Im ersten Falle erhalten wir die harten (tonlosen) Explosivae (die Tenues): p, t, k, im zweiten Falle die weichen (tönenden) Explosivae (die Mediae): b, d, g. Dieselbe Unterscheidung ergibt sich für die Spiranten, die gleichfalls in harte (tonlose) (f, s, χ) und in weiche (tönende) Spiranten (w, ſ, ch) zerfallen.[1])

Nach den Organen, welche den Luftstrom absperren, gliedern sich die aufgezählten Consonantengruppen in drei neue Klassen. Der Verschluss kann nämlich gebildet werden:

a) durch die Ober- und Unterlippe und es entstehen alsdann die Labiales (Lippenlaute): p, b, f, w, m;

---

[1]) Ueber die Bedeutung der Zeichen ist weiter unten das Nähere zu finden.

b) durch den vorderen Teil der Zunge und die Zähne und es entstehen die Dentales oder Linguales (Zahn- oder Zungenlaute): t, d, s, ſ, n;

c) durch den mittleren oder hinteren Teil der Zunge und den Gaumen und es entstehen im ersten Falle die Palatales (Gaumenlaute), im zweiten die Gutturales (Kehllaute): k, g, χ, (ch), j.

Die Halbvokale (r und l) haben in diesem Schema keine Aufnahme gefunden, weil eine entsprechende Berücksichtigung derselben zu weitläufigeren Auseinandersetzungen geführt haben würde, als hier nötig und statthaft ist. Es genüge die Bemerkung, dass sie, theoretisch aufgefasst, die ganze Reihe der Organe durchlaufen können.

Den Uebergang von der einen der genannten Lautklassen zu der andern bilden bestimmte Zwischenstufen. Auf die Aufführung und Charakterisirung derselben muss hier Verzicht geleistet werden, einmal, weil sie für den Zweck dieser Arbeit im Allgemeinen zu wenig wesentlich sind und dann, weil ein Teil derselben später ohnehin eine ausführlichere Behandlung notwendig macht.

In dem nun folgenden Schema beschränke ich mich auf die Consonanten, welche dem siebenbürgisch-sächsischen Dialekt eigen sind; vom Standpunkte der Sprachvergleichung und Sprachgeschichte angesehen, wäre es allerdings interessant, sowohl die bloss theoretisch möglichen als auch die in andern Sprachen und Mundarten wirklich vorhandenen Consonanten namhaft zu machen und zu charakterisiren, aber es ginge das über die Grenzen einer Gelegenheitsschrift hinaus.

Classification der Consonanten im Siebenbürgisch-Sächsischen.

Artikulations-Gebiet	Artikulations-Stelle	Reine Consonanten				Nasale oder Resonanten	Halbvokale
		Explosivae oder Mutae		Spirantes oder Fricativae			
		fortes oder tonlose ~~(Mediae)~~	lenes oder tönende ~~(Tenues)~~	fortes oder tonlose	lenes oder tönende		
Labiale		p	b	f	w	m	
Dentale	Alveolare	t	d	s	ſ	n	
	Cerebrale			sch (ṣ)	ſch		l, ɩ, ł und r
	Denti-Palatale	ṭ	ḍ			ń	
Gutturale	Palatale		ǵ	ch	j	n̈ } n̈	
	Gutturale	k	g	χ	γ	v	

Ich habe hier, wie man sieht, einige neue Zeichen in die Gesellschaft der deutschen Buchstaben eingeführt. Bekanntlich besitzen die Dialekte einige Laute mehr als die deutsche Schriftsprache und es ist notwendig, dass man für sie neue Zeichen schaffe. Bisher hat man sich auch in dialektischen Werken ziemlich allgemein von der anerkannt mangelhaften deutschen Orthographie tyrannisiren lassen. Und nur selten hat man vor dem gesprochenen Laut den nötigen Respekt gehabt. So kommt es, dass exakte lautphysiologische Beschreibungen der heutigen deutschen Mundarten noch immer seltene Dinge sind.

Was nun die vorliegende Arbeit betrifft, so sollen darin die Laute unserer Mundarten so genau als möglich, wo es Not tut sogar durch neue Buchstaben wiedergegeben werden. Am liebsten hätte ich die in den lautphysiologischen Werken Brücke's oder Rumpelt's [1]) gebrauchten und empfohlenen Zeichen in Anwendung gebracht, aber das Fehlen der betreffenden Typen in den inländischen Druckoffizinen machte mir das zur Unmöglichkeit. Einige meiner Lautzeichen genügen mir selber nicht, ich wendete sie bloss an, weil mir keine anderen zur Verfügung standen. Doch wenn sie ihrem Zwecke entsprechen, d. h. den betreffenden Laut genau bezeichnen, dann sind sie vorläufig gut genug und es wird sich bei einer späteren hierauf bezüglichen Vereinbarung unter den inländischen Fachgenossen eine Transscription leicht bewerkstelligen lassen.

Sollen die angewendeten Buchstaben nicht todte Zeichen bleiben, so muss ich noch eine kurze Erklärung derselben hieher setzen.

Die Zeichen der Labialklasse haben ganz dieselbe Bedeutung wie im Deutschen. Bei Brücke tragen sie den Index 2 (p^2, b^2, f^2, w^2). Ueber Brücke's w^1 s. unter W.

Zu den Zeichen der dentalen Kategorie ist zu bemerken:

t, d, s, ſ, n entsprechen dem deutschen t, d, ss (sz), s, n.

Sie tragen bei Brücke den Index 1, bei Rumpelt 2.

Mit s bezeichne ich in Uebereinstimmung mit Rumpelt das sogenannte scharfe s, jenen Laut, für den die deutsche Orthographie zum Jammer der Schuljugend drei Zeichen hat, nämlich: ss, sz (ß), s.

Mit ſ stelle ich die weiche Spirans dar, jenen Laut, welcher in den Wörtern Sand, Rose, Wiese gesprochen wird. Dasselbe Zeichen hat auch Rumpelt; Brücke hingegen gebraucht z, welcher Buchstabe fast in allen übrigen europäischen Ländern für den in Rede stehenden Laut geschrieben wird.

n ist gleich dem deutschen n, das nicht vor k oder g steht, wie in: stand, finden.

Die Cerebrallaute der Dentalklasse sind dieselben wie im Deutschen. Was die Zeichen betrifft, so verhält sich sch (ş) zu ſch wie s zu ſ. Sch ist der Laut, den

[1]) E. Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. 1856.
H. B. Rumpelt, das natürliche System der Sprachlaute. 1869.

wir in den deutschen Wörtern: schön, schlank, herrschen hören. Es entspricht französisch. ch, englisch. sh, magyarisch. s, walachisch. ș.

Das Zeichen ſch steht für die weiche cerebrale Spirans. Im Hochdeutschen soll dieser Laut fehlen, doch findet er sich dialektisch häufig. Im Französischen wird er vor Vokalen mit j (jardin), im Magyarischen mit zs (zsarát), im Walachischen häufig mit j (grijitu) bezeichnet. Vergleiche die siebenbürgisch-sächsischen Wörter ſchabbern, ſchep.

Die denti-palatalen — oder wie sie auch genannt werden — die dorsalen Laute kommen im Deutschen nicht vor; häufig sind sie in den slawischen Sprachen. Ich bezeichne also mit: ţ, ḑ, ń, und ĺ jene gequetschten Laute die man gewöhnlich durch ein vor- oder nachgesetztes j oder y (jt tj, yn ny, jn nj, u. s. w.) zu charakterisiren versucht hat. In vielen Fällen ist die Schreibung jt oder tj u. s. w. richtig, weil die betreffenden Consonanten wirklich auch diphthongisch gesprochen werden; auffallend ist nur, dass das j dem t, d, n, l, oft in demselben Worte in einer Mundart vor-, in der andern nachgesetzt wird. Dies und der weitere Umstand, dass j mit den genannten Dentalen häufig zu einem Laut verschmilzt, berechtigen mich, für diese Laute ein einfaches Zeichen zu gebrauchen.

Ausführlicher werde ich über diesen Gegenstand unter J sprechen, ich beschränke mich daher an dieser Stelle auf das Allernötigste. Ob das russische t, d mit folgendem Jer und das gequetschte polnische t und d mit meinem ţ und ḑ vollständig übereinstimmt, kann ich nicht mit Sicherheit behaupten, weil ich keine Gelegenheit fand, hievon mich zu überzeugen, doch glaube ich mich nach Rumpelts [1]) Auseinandersetzungen für die Identität entscheiden zu können. Da es aber — wie man mir zugestehen muss — ausserordentlich schwer ist, einen Laut nach einer gegebenen Beschreibung richtig nachzubilden, so sind Irrtümer auf diesem Felde kaum zu vermeiden. Eine Anfrage, die ich vor kurzem brieflich an einen Kenner solcher Dinge gestellt, ist bis heute leider unbeantwortet geblieben. Beifügen will ich nur noch, dass mein ţ und ḑ dem magyarischen ty und gy entspricht, wie diese in atya und gyár lauten. Mein ĺ hat die Bedeutung des französischen ll (famille, fouillé). Und ń ist der Laut des französisch-italienischen gn (Champagne, Bologna), des magyarischen ny (remény). Als Beispiele für den letzten Fall setze ich feń sein, wie dieses Wort in Schässburg, Mühlbach und sonst gesprochen wird. Bei Brücke tragen diese Laute den Index 3, bei Rumpelt 4.

Ich komme an die Zeichen der Guttural- und Palatalklasse:

k und g entsprechen dem deutschen k und g.

Die Wahl der Zeichen für die gutturalen und palatalen Spiranten setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Die deutsche Schrift hat bekanntlich für die harte

---

[1]) Rumpelt, System der Sprachlaute, §. 16.

gutturale und palatale Spirans nur ein Zeichen (ch), für die weiche Guttural-Spirans aber gar keines. Da aber für die verschiedenen Laute verschiedene Zeichen gewählt werden mussten, so entschied ich mich mit Rücksicht auf die in den inländischen Druckoffizinen vorhandenen Typen für den folgenden Ausweg:

Ich behielt für die palatalen Spiranten die deutschen Zeichen (ch und j) bei; für die gutturalen Spiranten machte ich ein Anlehen beim griechischen Alphabet und zwar in der Weise, dass ich für den harten Laut χ, für den weichen γ setzte.

ch ist demnach gleich dem deutschen ch in Sichel, ich, Mamachen, Frauchen. Brücke und Rumpelt bezeichnen den Laut mit χ^1.

j ist das deutsche j (Jot).

χ entspricht dem deutschen ch, wie es nach dunkeln Vokalen gewöhnlich gesprochen wird, z. B. in Sache, Achen, ach. Bei Brücke und Rumpelt χ^2.

γ stellt den Laut dar, welcher nach Steinthal's Erklärung in gewissen Gegenden Deutschlands weder als reines g, noch wie j oder ch gesprochen wird, sondern als ein Laut, der sich zu ch in ach verhält wie das deutsche j zu ch in ich. Gewöhnlich bezeichnet man den Laut kurz so: er ist das nach Berliner Weise gesprochene g in sagen. Rudolf v. Raumer schreibt hh, Brücke y^2, Rumpelt j.

ǵ dient mir als Zeichen für einen Laut, den ich als die innige Verschmelzung von gj bezeichnen möchte. Er kommt nicht häufig vor, weshalb ich hier nicht näher auf ihn eingehe. Unter G komme ich auf ihn zurück.

n̈ wird von Bopp in der 2. Ausgabe seiner vergleichenden Grammatik zur Bezeichnung des gutturalen Nasallautes gebraucht. Ich benütze den Buchstaben ohne einen grossen Fehler zu begehen für einen doppelten Laut, für den gutturalen und palatalen Nasal, zwei Laute, deren Verschiedenheit ohnehin nur ihrer wenige kennen. Nur in einigen wenigen Fällen werde ich es für nötig halten, für den Gutturalnasal ν, für den Palatalnasal aber n̈ zu schreiben. Es entspricht also n̈ für gewöhnlich nicht nur dem deutschen n vor k und g nach dumpfen Vokalen (Anker, lange), sondern auch dem deutschen n vor k und g nach hellen Vokalen (trinken, singen). Bei Rumpelt γ und γ^1.

Eine spätere Transscription habe ich dadurch zu erleichtern gesucht, dass ich regelmässig neben die gebrauchten Zeichen die phonetisch gleichwertigen Brücke's und Rumpelt's gesetzt habe.

Da die Vokale in dieser Arbeit nur eine untergeordnete Rolle spielen, so muss ich darauf verzichten, sie in allen dialektischen Färbungen vorzuführen. Wo es Not tut, will ich dass Wünschenswerte über ihre Heimat, ihre Geschichte und ihren Einfluss kurz beifügen. Hier nur noch einige Worte zur Erklärung der Vokalzeichen.

a, e, i, u, o haben dieselbe Bedeutung wie im Deutschen. (Wald, Welt, Bild, Huld, Sonne).

â, ê, î û, ô sind die entsprechenden Vokallängen.

à bezeichnet den kurzen und einfachen, zwischen a und o liegenden Laut; a hat darin das Uebergewicht.

å ist die Länge von à; gewöhnlich schreibt man â, ein Zeichen, das nicht gerade zu den schönsten gehört.

ò ist der Laut des französischen und englischen or (wie in encor und lord). Zu vergleichen das o in Ordnung.

ä entspricht dem deutschen ä (Hände) uud æ ist seine Länge (Hähne).

ë ist phonetisch gleich dem deutschen e in Welt, also kaum wesentlich verschieden von ä, ich gebrauche es da, wo ich ausdrücklich auf die Entstehung des e aus gebrochenem i hinweisen will.

è hat den Wert des tonlosen e in den deutschen Flexionsendungen (haben).

Laute, die mit zwei Vokalen geschrieben sind, wollen natürlich immer diphthongisch gelesen werden. Die Halbdiphthonge werde ich e^i, i^e, u^e, schreiben. Der zweite Laut hat hier gleichsam verhallend dem bedeutenderen Vorgänger nachzufolgen, während bei ₒa der erste Laut nur leicht dem gewichtigeren a vortönt.

Von den einzelnen Consonanten im Besonderen.

Für den Zweck dieser Arbeit schien es sich mir zu empfehlen, die einzelnen Laute in einer andern Reihenfolge vorzuführen, als ihre Stellung in der oben gegebenen Classifikationstabelle erwarten lässt. Ich hoffe, dass dadurch die Verwandtschaft der Laute und ihr Uebergang in einander deutlicher hervortreten wird. Ich beginne mit den L- und R-Lauten, den sogenannten Halbvokalen.

I. Halbvokale.

Die halbvokalische Natur der L- und R-Laute im Siebenbürgisch-Sächsischen ist geleugnet worden, sie lässt sich aber mit eben so viel Recht behaupten. Welcher Ansicht ich mich anschliesse, zeigt schon die Ueberschrift, die ich diesem Abschnitte vorgesetzt habe. Die Gründe dafür werden sich aus dem Folgenden ergeben.

Was die Laute, von physiologischem Standpunkt betrachtet, gemeinsam haben, besteht darin, dass bei ihrer Bildung der Mund nicht vollständig geöffnet ist. Strömt dabei die Luft seitlich, zwischen den Zungenrändern und Backenzähnen aus, so entstehen die L-Laute. Wird die Zunge beim Ausströmen der Luft in Vibration versetzt und der Mundkanal dadurch abwechselnd geöffnet und geschlossen, so bilden sich die R-Laute.

1. L-Laute.

Im Siebenbürgisch-Sächsischen ist ein dreifaches l zu unterscheiden. Das gemeindeutsche (alveolare) l (Brückes l^4) hört man bei uns nur im Anlaut, jedoch auch hier nicht häufig und selten ganz rein. Im In- und Auslaut wird das tiefe, harte

ł des Polen gesprochen. Dieses l aus dem dentalen Artikulationsgebiete in das gutturale zu versetzen, wie es oft geschieht, scheint sich mir nicht rechtfertigen zu lassen. Rumpelt erklärt gutturales l geradezu für physiologisch unmöglich. Die Verschiedenartigkeit der Erklärungen, welche ł gefunden hat, veranlasst mich auf eine eigene Charakterisirung jenes Lautes zu verzichten und das Wesentliche dessen, was die kompetenten Phonetiker Brücke und Rumpelt hierüber sagen, wörtlich hieher zu setzen. „Das polnische ł, welches von einigen für guttural gehalten wurde, ist es durchaus nicht, sondern gehört ins dentale Gebiet.“ . . . „Seine so eigentümliche akustische Wirkung beruht indess überhaupt nicht in der strengen Festhaltung einer bestimmten (natürlich immer dentalen) Artikulationsstelle, sondern teils in der grösseren Weite der seitlichen Oeffnung, teils in dem vertieften, etwas dumpfen Klang der Stimme, welcher durch das Herabziehen des Kehlkopfes entsteht.“ [1]) Brücke sagt: [2]) „Dem polnischen Ohre muss in diesem Laute das tiefe Timbre charakterischer sein als das consonantische Element selber, das in der Tat im Munde der Landeseingebornen manchmal überaus schwach und undeutlich, ja in einzelnen Stellen vollständig entstellt ist.“ Kenner des Polnischen haben die Identität des siebenbürgisch-sächsischen l mit dem durchstrichenen polnischen ł bestätigt und es müssen daher die physiologischen Erklärungen des letzteren auch auf das erstere sich anwenden lassen. Dass auch unser l mit jenem „verhärteten und vertieften Klang der Stimme“ wie das polnische ł gesprochen wird, ist nicht zu bestreiten; dass es ferner ganz wie das polnische ł zwar mit dem charakteristischen Timbre gebildet wird, aber so lautet, dass fast mehr ein schwaches w als ein eigentliches (alveolares) l gehört wird, das hat man uns in Deutschland oft gesagt. Schrieb doch der Pedell der tübinger Universität, als ich die Immatrikulation ansuchte, Wof in sein Verzeichniss, obwohl ich zweimal ganz deutlich Wolf gesagt zu haben glaubte. Die lieben tübinger Freunde hatten viel zu meistern, bis sie mir mein „kauderwälsches, barbarisches l“ abgewöhnt und ihr „deutsches l“ angeeignet hatten [3]), aber ein ł mir „nachzumachen“, das waren sie nicht im Stande.

Es ist nicht zu übersehen, dass unser l auch ausserhalb Siebenbürgens von deutscher Zunge gesprochen wird und dass dies heute noch im Fränkisch-Hennebergischen [4]), im Nordschlesischen [5]) und in einem Dorfe der Neitrer Gespannschaft [6]) geschieht, ist von hohem Interesse.

Ich bin der festen Ueberzeugung, dass unser l vor Zeiten auch auf deutschem namentlich niederdeutschem Boden eine viel grössere Verbreitung besessen haben muss

---

[1]) Rumpelt, System der Sprachlaute, S. 54.

[2]) Brücke, über eine neue Methode phonetischer Transscription (1863) Seite 240.

[3]) „Aber trotz eures Kauderwelschs seid ihr doch gute Deutsche“, das war der beschwichtigende Refrain ihrer Spöttereien. Mögen sie sich dieses Wortes und dieser Thatsache erinnern, wenn ihnen meine Arbeit in die Hände kommt!

[4]) Frommann, die deutschen Mundarten. Eine Vierteljahrschrift. II, 499 f.; VI, 420 und 514.

[5]) Weinhold, über deutsche Dialektforschung, S. 65 f.

[6]) Frommann, a. a. O., VI, 250, 6)

als heute. Abgesehn davon, dass sich das altnordische ia und das angelsächsische ea, eo kaum anders wird erklären lassen, als durch die umgestaltende Einwirkung des mit „vertieftem Klang“ gesprochenen l (und r)[1]), abgesehen auch davon, dass viele niederfränkische Vokalformen unzweifelhaft einem nachfolgenden l ihr Dasein verdanken, hier will ich nur auf das in zahlreichen Mundarten heimische au aufmerksam machen. Es ist bekannt, dass im Mittelniederländischen — alt, — ald in — out, — oud übergehen. Welches in diesem Process die Uebergangsformen und ob es gerade die von Jakob Grimm aufgestellten sein müssen, ist hier nicht von Belang, das wird man aber schwer leugnen können, dass aus — alt nur dann — out werden konnte, wenn l phonetisch unserem ł entsprach. In den heutigen niederfränkischen Dialekten begegnet man derselben Erscheinung. Wie häufig wird nicht im Elberfeldischen a vor l zu au oder l geradezu in u aufgelöst! Man vergleiche ault alt, kault kalt, haulen halten, gaulen galten.[2]) Auf dieselben Lautformen stösst man in der achener und westphälischen Mundart, im Alemanischen, Schweizerischen und Schlesischen.[3])

In den Dorfsmundarten des Siebenbürgisch-Sächsischen findet sich vor l, lt, ld (auch r) sehr häufig au und es sollte mich wundern, wenn mein ault (alt), gestault (Gestalt) in dem Ohre eines Deutschen nicht wie aut, gestaut klinge. Es ist mir sogar wahrscheinlich, dass in diesem oder jenem sächsischen Dorfe noch Formen gefunden werden können, wo l selbst den letzten consonantischen Rest verloren hat. Sollte sich nicht auch das urkundlich aus dem Jahre 1313 bezeugte Chergoud[4]) also erklären lassen? Die Sache weiter zu verfolgen ist hier nicht der Platz, ich erinnere nur noch daran, dass l auch auf romanischem Boden — vielleicht unter fränkischem Einfluss — nicht selten vokalisirt worden ist, so in jenen französischen Wörtern, die aus der lateinischen Provinzialsprache hinübergenommen sind. Vergleiche französisch autre lateinisch alter, französisch maudire lateinisch maledicere.

Zum Schlusse noch die Frage: Ist es also erlaubt l einen Halbvokal zu nennen?

Ich komme an das dritte siebenbürgisch-sächsische l. Es ist dies derselbe Laut, der unter den Denti-Palatalen als Nasal aufgeführt wurde (ľ), also das mouillirte l der romanischen und slawischen Sprachen. Wenn ich die Schreibung lj billige, so möge das verraten, dass es dem Neuling auf dem schwierigen Gebiete der Phonetik nicht gelungen ist in dem Streite, ob das mouillirte l ein einfacher Laut, oder ob es l + j sei, entschieden Partei zu nehmen. Bei den übrigen mouillirten Lauten (ḑ, ţ ń) bin ich mir von ihrer Einfachheit überzeugt, bei l trage ich — vielleicht ungerechtfertigte — Bedenken gegen die Annahme eines einheitlichen Lautes. Dass ich ein

[1]) Vgl. W. Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache (1868) S. 140 f.

[2]) G. Schöne, über den rheinisch-fränkischen Dialekt und die Elberfelder Mundart insbesondere. Programm der Realschule zu Elberfeld. (1865.) S. 4.

[3]) Zeitschrift für deutsche Philologie, herausgegeben von Höpfner und Zacher. III, 345.

[4]) Fr. Müller, deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. (1864). S. 10.

einfaches Zeichen (ľ) anwende, geschieht vorzüglich der Analogie zu Gefallen. Einige Beispiele für mouillirtes l mögen hier ihren Platz finden: moľ Maul, waľt wild, zeľ Zeile, kaľden Kälte.

Dieses l ist mir nur aus der Schässburger und Burzenländer Mundart bekannt, ob es sich auch in den Gebieten der übrigen Mundarten vereinzelt findet, weiss ich nicht zu sagen.[1]) Warum ľ nie im Anlaut, sondern nur im In- und Auslaut stehen kann, wird unter J erklärt werden.

Das nicht mouillirte l kann jede Stelle im Worte einnehmen. Im In- und Auslaut tritt es — ich meine natürlich immer ł — eben in Folge seines halbvokalischen Charakters mit allen Consonanten (ausgenommen das verwandte r) in Verbindung.

ln nur durch Synkope: zappeln, mèlner althochdeutsch mulinâri Müller.

lm: àlmich angefault (vom Holze), màlm gotisch malma Staub. Im Auslaut wird gewöhnlich ein stummes e als Hülfsvokal eingeschoben: hàlem Halm.

lb: àlber albern. Im Auslaut kann b nicht stehen.

lp: d^{e}alpen dämpfen, st^{e}alpen niederdeutsch und hochdeutsch stülpen, st^{e}alp Stülpe.

lf: hälfen helfen, zwelf. Im Auslaut tritt jedoch gern e als Hülfsvokal ein: wûlef, luxenburgisch, fränkisch-hennebergisch und sonst wollef.

lft in Folge von Synkope nicht selten: brelft althochdeutsch und mittelhochdeutsch brûtlouft, hèlft Hälfte.

lw: schwalwen Schwalben. Im Auslaut ist w unmöglich.

ld: hàlden, haulden halten. Auslautend kein d.

lt: mûlterhûf(en) Maulwurf und Maulwurfshügel, (vgl. westerwäldisch molterhaupe, neuniederdeutsch multhaup), Scholten Ortsname. Das t dürfte auch in diesem Worte wie in mûlterhûf germanisch-niederdeutschem d entsprechen. Etymologisch wird Scholten wohl mit dem alten scald heilig zusammen zu bringen sein. Zur Vergleichung mögen herbeigezogen werden die altfriesischen (?) Ortsnamen Scaldwalda und Scaldmeda. [2])

lz: welzen, hûlz Holz, hàlz Hals, Fealzenderf Ortsname.

ls ist sehr selten: pelsen Pflaumen. S. unter T und S.

lg. Da das Siebenbürgisch-Sächsische im In- und Auslaut kein g hat, so ist auch die Verbindung lg unmöglich.

---

[1]) Später als dieses geschrieben wurde, habe ich erfahren, dass das mouillirte l auch sonst vorkommt, so in den Dorfsmundarten am Zekesch. Bei Roth (Archiv N. F. XI. S. 25) finde ich dieses l belegt aus Agnetheln.

[2]) W. Crecelius, Index bonorum et redituum monasteriorum Werdinensis et Helmonstadensis saeculo decimo vel undecimo conscriptus. (1864.) P. 14 et 16.

lj: leljen, Plural von Lilie, althochdeutsch lilja, lateinisch lilium. Häufig steht lj für organisches lg: foljen folgen. Siehe unter G.

lk sehr häufig: wûlken Wolken, kålk, fûlk Volk.

lch kommt nicht vor. Siehe unter T und CH.

Gemination des l hat im Siebenbürgisch-Sächsischen häufig statt. Im Allgemeinen entspricht ll dem hochdeutschen ll, aber nur im Allgemeinen, denn während das Gebiet des doppelten l im Deutschen von unserer Mundart auf der einen Seite verengert wird, so wird es auf der andern Seite wieder erweitert, hauptsächlich durch Vokaldehnung. Diese nun findet häufig dort statt, wo in der alten Sprache einfache Consonanz im Auslaut gestanden oder aus dem Auslaut in den Inlaut getreten ist: fôl, Compar. fôler, althochdeutsch fol, foller, schn'el, schn'eler, mittelhochdeutsch snël, snëller. Bereichert wird die Verdoppelung in Folge Schärfung des l durch nachfolgendes j, wie in wellen, gotisch vilja, althochdeutsch willjo, willo Willen; èllen, althochdeutsch îllan aus îljan eilen; hèllich heilig, verfellen verfaulen; kwàllen, altniederdeutsch quahlian.[1]) Nicht selten verdankt l seine Verdoppelung der Assimilation: ṣpal, plur. ṣpallen, mittelniederländisch spille, mittelhochdeutsch spinnel Spindel. Kelling gewöhnlich Kellenk Ortsname, wohl durch Assimilation aus Kerlinc, Charlinc entstanden. Zu vergleichen ist Kerlingen, der Name eines untergegangenen Ortes im ungrischen Berglande.[2]) Auch in England soll es einen ganz gleichen Ortsnamen geben.

Versetzung hat l erfahren in: Blôch Walach, althochdeutsch Walah, Walh, angelsächsisch Vealh. Nach Leo in Kuhns Zeitschrift II, 252 ff. zu altindisch mlêch Barbar, unverständlich Redender, nicht nach reiner Sitte Lebender. Das Wort haben auch die slawischen Sprachen mit Umsetzung des m zu b wie im Deutschen zu w bewahrt: russisch bleokotschat' stammeln, polnisch blekot Stammler, slovenisch blekotati stammeln, bleknuti meckern. Blôch steht also näher der slawischen als der germanischen Form. Versetzt wurde l ferner in nôlt Nadel, mittelniederländisch nælde, neuniederländisch nâld, aber auch schon mittelhochdeutsch nâlde. Die Beispiele lassen sich leicht vermehren.

Ausgestossen wird l sehr oft: às als, mittelniederländisch und niederrheinisch as; esi, esui also, rheinfränkisch asso; hontert, althochdeutsch holuntar Holunder; hom kleiner Hügel, altsächsisch und angelsächsisch holm; mutschlich, weich, klebrig, bairisch[3]) molzet, molschet, schwäbisch mulzig, ungrisch-bergländisch[4]) miltschicht.

---

[1]) Glossae Lipsianae, 431. Bei M. Heyne, kleinere altniederdeutsche Denkmäler (1867). Seite 48 und 153.

[2]) K. J. Schröer, Nachtrag zum Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes. (1859). S. 35.

[3]) J. A. Schmeller, bayerisches Wörterbuch II, 271; 275.

[4]) Schröer, Nachtrag zum Wörterbuch etc. S. 41.

2. R-Laute.

Unser r ist das gewöhnliche, alveolar gebildete, europäische r; doch ist auch das durch Vibration des Gaumensegels hervorgebrachte gutturale, das sogenannte „schnarrende“ r vertreten. Dieses r tritt auch in Deutschland — individuell und dialektisch — auf und wenn sich meine Gewährsmänner genau ausgedrückt und ich sie richtig verstanden habe, so geschieht dies z. B. im Fränkisch-Hennebergischen und Hildesheimischen, [1]) im Schlesischen, [2]) ausserhalb Deutschland sporadisch im ungrischen Berglande [3]). Es ist interessant, dass es wieder dieselben Dialekte sind, bei denen auch das charakteristische ḷ gefunden wurde.

Ursprüngliches r hat sich in jeder Stelle des Wortes erhalten.

Im Anlaut: rêsten rasten, rit nur noch in Verwünschungen („dat dich der rit schèrle sûl!“) der ursprünglichen Bedeutung — Fieber — ist man sich nicht mehr bewusst; be-rômen mit Russ beschmutzen, mittelhochdeutsch beræmen zu râm Russ.

Im Inlaut und Auslaut kann r wie l mit allen reinen Consonanten — soweit diese inlautend im Siebenbürgisch-Sächsischen möglich sind — in Verbindung treten. Mit l, m, n hingegen tritt es niemals in unmittelbare Berührung. Die Einschiebung eines Hülfsvokales zwischen rl, rm, rn hat schon im Althochdeutschen begonnen. Im Mittelniederländischen erscheinen die Verbindungen gewöhnlich in der nicht geschlossenen Form rel, rem, ren. Die heutigen deutschen Mundarten bevorzugen zum grösseren Teile ebenfalls die getrennte Aussprache. So lieben die Einschiebung eines Hülfsvokales z. B. das Luxemburgische, [4]) Hildesheimische, [5]) Schlesische, [6]) Schweizerische; [7]) auch im Niederdeutschen ist diese Neigung vorhanden. [8]) Dass dieses e zwischen r und l viel leichter, flüchtiger ist als zwischen r und m und wieder zwischen r und n, hat seinen Grund offenbar in der physischen Verwandtschaft der beiden ersten Laute. Hier bedurfte es — um figürlich zu sprechen — kaum einer Brücke, um von einem Laute zum andern zu gelangen, wohl aber bei den andern, wo es sich um den Übergang aus einer Artikulationsstelle iŋ eine ganz neue handelte.

rl r^{e}l: pär^{e}l Perle, por^{e}l Lache, Pfütze, por·len träufeln, sprudeln, vgl. niederdeutsch burreln, werlt Welt.

rm rem: ôrem arm, sturem Sturm. Wenn rm in den Inlaut zu stehen kommt, so ist in dem Fall, wo mit m eine neue Silbe anhebt, ein Hülfsvokal natürlich überflüssig, denn es wird im Sprechen nach der ersten Silbe eine

---

[1]) Frommann, a. a. O. III, 127 f.; II, 194 f.

[2]) Weinhold über deutsche Dialektforschung, S. 66

[3]) K. J. Schröer, die Laute der deutschen Mundarten im ungrischen Berglande (1864) S. 220.

[4]) P. Klein, die Sprache der Luxemburger (1855) S. 18.

[5]) Frommann, a. a. O. II, 194.

[6]) Weinhold, a. a. O., S. 66.

[7]) H. B. Rumpelt, deutsche Grammatik I. Lautlehre (1860). §. 131.

[8]) K. Nerger, Grammatik des meklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit, (1869). §. 55.

kleine Pause gemacht, während welcher die Sprachwerkzeuge die für den folgenden Consonanten erforderliche Lage einnehmen können: ster-men stürmen.

rn ren: kîren (kuiren), hildesheim. kôren, schles. koren Korn; aren ahd. aran Ernte; stèren, hildesheim. stêren Stirne; dîren ahd. diornâ Dirne; erenst, hildesheim. êrenst. Sehr oft wird in diesem Falle r nach kurzem Vokal geminirt, d. h. nicht so sehr verdoppelt, sondern — wie Steinthal die Gemination ganz richtig erklärt — geteilt und zwar dergestalt, dass die erste Hälfte des Consonanten zum vorangehenden, die zweite Hälfte zum nachfolgenden Vokale gezogen wird. In herkömmlicher Weise will ich jedoch die Bezeichnung dieses Processes durch Verdoppelung des Consonanten beibehalten: turren Turm; fu ferrenst altkölnisch[1]) von verrens von ferne; gerren gern.

rj für organ. rg: bèrjer Bürger; schèrjen altniederd. scurgan,[2]) bair. schörgen schieben, stossen.

rk: ṣtark; wark (wierk) Werg; ṣturkeln stolpern.

rch: durch; häufig aber auch mit Hülfsvokal: burich Burg; b[i]erich Berg.

rd: àfbèrden aufbürden; wôrden warten.

rt: hurt Hürde; gelîrt gelehrt und gelernt; gàrten Garten. In einigen Fällen assimilirt sich r das nachfolgende d und t: werren werden; [i]erren Erdboden, Fussboden; àntferren antworten. Auch für die Assimilation des r an t finden sich Beispiele: wit eigentlich witt wird. Ähnliche Assimilationen kennen auch andere Mundarten.

rz: hirz, hirzken mhd. hẹrz Hirsch; lurz mhd. lurz link; eräm-fèrzeln, nordböhmisch rimferzeln, koburg. rumfarzen viel, unruhig herumfahren.

rs kommt nicht vor, weil s nach r zu sch wird. S. unter Sch.

rst hat unter neuhochd. Einfluss in den Städten Eingang gefunden, in der Regel wird aber rṣt gesprochen: îrṣter erster, getîrṣtich mhd. turstic entschlossen, mutig.

rsch: kîrsch Kirsche; fiersch Ferse. Die Verbindungen rsch (rṣ) und rṣt dehnen den vorausgehenden Vokal fast regelmässig.

rp: scharpen schärfen; zurpen schlürfen, auch vom Tabakrauchen gebraucht.

rf: dorf, àrf Erbe, doch häufiger dor[e]f, ar[e]f; wierfen werfen.

rw: gerwen, mhd. gerwen gerben; ferwen, mhd. verwen färben.

In den Verben verlæsen verlieren und fræsen frieren ist das Praesens vom Rhotacismus verschont geblieben, das Praeteritum und Participium aber haben r für das alte s angenommen. In wësen und kiesen ist das s allmählich dem r gewichen. Auf den Dörfern bekommt man noch wâs zu hören, doch weicht es auch

---

[1]) Die Belege für das „Altkölnische“ nehme ich — wo nicht das Gegenteil bemerkt wird — aus „der selen troist“, wovon Bruchstücke Fr. Pfeiffer in Frommanns deutschen Mundarten I und II veröffentlicht hat.

[2]) Heyne, kleinere altniederdeutsche Denkmäler, Glossar, S. 163.

hier immer mehr vor dem siegreichen wår (wôr) zurück und bald wird es nur noch in der Geschichte dieses Dialectes fortleben. Und wie lange wird man noch in Schässburg kæſen hören? Auch seine Tage sind gezählt.

Geminirtes r entspricht entweder altem rr, oder es ist — wie oben schon bemerkt worden — durch Assimilation aus rn, rd, rg enstanden: scharren, scharren, schaben; gorren Plur. zu gor Pferd, Stutte, mhd. gurre, henneberg. schles. gor; untorren heftig anfahren, vgl. altnordisch tyrrinn;[1]) parrich ahd. pharrich Pferch, Umhegung; morren morgen; zerren, zarren zanken sreiten, mhd. zergen, niederländ. tergen, westerwäld. zarren. Weitere Beispiele finden sich oben unter rn und rt.

Da geminirter Consonant in dem oben angegebenen Sinne auch nach langen Vokalen möglich ist, so kann ich ohne weiteres z. B. schuirren Erdschollen schreiben. Vgl. zu diesem Worte ahd. scorra, altnord. scorna.

Versetzung des r findet oft — in niederdeutscher und mitteldeutscher Weise — statt: Brecht ein Eigenname, vgl. ahd. böraht, mhd. bërht, nordhumbrisch brecht;[2]) herbrich Herberge; håntwrenk Handwerk; Prîstref, urkundlich aus dem Jahre 1280 Probstroph,[3]) Schellembrich Schellenberg.

Synkope und Apokope erleidet r sehr oft: wu^{e}ſen Rasen, altwestfäl. wraso; maschîr marschiere; wi wer, altsächs. hue; âs unser, altsächs. úsa. Die mittelhochd. und zum Teil noch ältere Apokope dauert fort in: wô, ahd. wâr; hæ hier, mî mehr; î eher, ahd. mhd. êr. Dagegen hat sich r erhalten in: wu^{e}r wohin, du^{e}r dahin, mhd. dar; ferner in dermet damit, derbæ dabei, derfun davon, dernô darnach, derkein dagegen.

In fodderen fordern wird nicht einfach Schwund des r, sondern Assimilation desselben an d anzunehmen sein. Dasselbe gilt für föddersṭ förderst, dann für nösn. fiddern fördern.

Sehr häufig ist wie auch in andern Sprachen und Dialekten die Verschiebung d. h. die Vertauschung der beiden Halbvokale. Bekannt ist das Beispiel: lat. peregrinus, ital. pelegrino, franz. pelerin, deutsch Pilger. Aus unserer Mundart hier für viele Beispiele nur einige wenige: auswêlzich auswärtig, urkundlich aus 1484 und 1528[4]) bezeugt; båχstarzken Bachstelze (Notacilla flava), fränk.-heneberg. bäästerz,[5]) in welchem Worte übrigens alle niederd. Mundarten r für hochd. l haben;[6]) aderich ein Flurname, wozu J. K. Schuller[7]) achen. adelauch, nasau.

---

[1]) Th. Möbius, altnordisches Glossar (1866) S. 445.

[2]) M. Heyne, kurze Grammatik der altgermanischen Sprachstämme I. (1862). §. 49.

[3]) Fr. Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 4.

[4]) Fr. Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 99 und 51.

[5]) B. Spiess, Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen. (1869). S. 3.

[6]) Vergleiche Deutsches Wörterbuch (von J. & W. Grimm begründet) I, 1063.

[7]) J. K. Schuller, siebenbürgisch-sächsische Eigennamen von Land und Wasser. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. N. F. VI, 340.

adrich vergleicht; balbierer wie auch sonst für Barbier, glàt gerade, eben, vgl. bair. glatt (Schmeller, bayr. Wörterb. II., 95), nösner. iᵉrpel Erdbeere und brummel für gemeinsächs. brômer Brombeere. Interessant ist das Wort sturkeln, stolpern, in Iglau lautet es sturplen und in Salzburg storggeln.[1] In Agnetheln scheint neben wol auch wor in der Bedeutung ziemlich, sehr, wie in Übung gewesen zu sein,[2] ob das auch heute noch der Fall, kann ich nicht sagen.

Auffallend war mir fèr in dem Dorfe Rätsch für das gemeinsächsische fèch sich. Eine Parallele zu diesem Falle kenne ich nicht.

Der Übergang des organischen d in r wird unter D behandelt werden. Euphonisch eingeschobenes r finde ich in Narșt Neustadt.

II. Resonanten oder Nasale.

Es ist eine kleine Ungenauigkeit, wenn die Halbvokale und Resonanten von den Grammatikern aus ihren Artikulationsgebieten herausgerissen werden, kurz, wenn für sie ein anders Einteilungsprincip als für die übrigen Consonanten in Anwendung gebracht wird. Diese Ungenauigkeit lässt sich jedoch rechtfertigen durch die praktischen Vorteile, welche eine besondere Behandlung der Halbvokale sowohl als auch der Resonanten bietet. Die Zusammengehörigkeit der halbvokalischen Laute auf der einen und der resonantischen auf der andern Seite ist — wie die Grammatik an unzähligen Stellen zeigt — eine viel innigere als die mit den übrigen Lauten ihrer Artikulationsgebiete und es ist daher eine abgesonderte Behandlung derselben empfehlenswert.

Über die Art, wie die Resonanten (Nasale) gebildet werden, ist schon oben das Nötigste gesagt worden.

M.

Phonetisch besteht zwischen unserem und dem deutschen m kein Unterschied und da hat denn auch die siebenb.-sächs. Specialgrammatik nicht viel Besonderes von diesem Laute zu verzeichnen.

Der labiale Charakter desselben bringt es mit sich, dass sich m nur mit labialer Explosiva verbindet, die gleich ihm Verschluss der Lippen fordert. Es äussert sich hier ein allgemeines Sprachgesetz, das freilich von der Orthographie — namentlich von der deutschen — und in Folge dessen auch von zahlreichen Grammatikern nicht berücksichtigt worden ist. Phonetisch ganz richtig schreiben wir kampf, sumpf u. s. w. denn p wird tatsächlich eingeschaltet, da m und f in der schnellen Rede sich nicht nnmittelbar verbinden können. Dasselbe gilt für die Verbindung des m mit Dentalen. Alte Drucke haben oft ganz richtig mpt (z. B. ampt, kompt) oder mbd (frembd) während heute mt, md geschrieben wird, wiewohl fast allgemein mpt (ampt) gesprochen wird.

---

[1]) Frommann, deutsche Mundarten V, 461; III, 341.

[2]) Fr. W. Schuster, siebenbürgisch-sächsische Volksdichtungen. (1865). S. 35.

Die siebenbürgischen Urkunden schreiben häufig mpt, wie in versempt versäumt und so wird auch heute gesprochen.

Wie wenig m vor nichtlabialen Lauten stehen kann, das beweisen zahlreiche Beispiele; am allerwenigsten aber kann es eine Berührung mit Gutturalen ertragen; auf diese hat der andere Nasal, n, das nächste und alleinige Recht.

Vor K-Lauten wird demnach m zu n, vor P-Lauten dagegen n zu m: bañgert rheinfränk. bungert Baum-garten; aber hemper ahd. hintperi (Beere der Hindin) Himbeere. Das letzte Beispiel zeigt deutlich, welchen Einfluss p selbst über dazwischen liegendes t hinaus auf den voranstehenden nicht homorganen Nasal auszuüben vermag. Nur noch zwei Beispiele für viele: wemper Wimper, mhd. wintbrâ Windbraue; krumpir mhd. gruntbir Kartoffel.

Viel leichter vollzog sich die homorgane Anähnlichung des n an folgende Labialexplosiva, wenn die beiden Laute durch keinen dritten getrennt waren: Mellembâch urkundlich aus 1245 Malembach Mühlenbach; Märmbrich Marienburg; îrempreis Apotheker-Ehrenpreis.

Es ist klar, dass die Sprache nur in der Wortzusammensetzung und bei Contraktionen zur Vornahme solcher Lautverschiebungen sich genötigt sah, denn nur in diesen beiden Fällen konnten consonantische Laute zu einander stossen, die ganz verschiedenen Artikulationsstellen angehören. Nicht immer ist es aber der Nasal, welcher sich vor dem folgenden Consonanten beugt, oft nimmt er das grössere Gewicht für sich in Anspruch und assimilirt sich den homorganen Laut. Deutlich beweist dieses das Wort weimmer Weinbeere, Traube, wo n zunächst dem folgenden b zu Gefallen in m übergieng, welches letztere sich alsdann das b assimilirte.

Eben in Folge dieser Assimilation erhält die Gemination einen bedeutenden Zuwachs: ëmmes Imbiss; brommer neben brômer Brombeere.

Sehr gern gleicht sich auch das anlautende m enklytisch gebrauchter Wörter den auslautenden Consonanten des vorangehenden Wortes an: gem-mer für gef mer gib mir; nem-mi für net mi nicht mehr; ſem-mer für ſeñ mer sind wir; hum-mer für hun mer haben wir; wum-mer für wun mer wenn wir. Folgt n auf einen langen Vokal, so wird es nicht assimilirt von folgendem m, sondern ausgestossen: gô mer für gôn mer gehn wir. Analogien hiezu bietet das Rheinfränkische, überhaupt das Mitteldeutsche. Mehr hierüber unter N.

Ausgestossen wird inlautendes (wurzelauslautendes) m in den Verben nⁱen nehmen und kun kommen. Das Praeteritum und die 2. Pers. Sing. Imperat. haben m bewahrt, wohl deshalb weil es hier im Auslaut steht. Uebrigens ist schon bei mhd. Schriftstellern diese harte Synkope nicht selten.

Das alte m im Auslaut der Flexionssilben hat sich auch im Sieb.-Sächs. in das leichtere n abgeschliffen. — Beispiele sind hier überflüssig, nur ein einziges sei mir anzuführen gestattet; ich meine das häufige Wort kèrlân. Der Umstand, dass sich das Wort in ganz gleicher Bedeutung auch im Walachischen findet, hat vermuten lassen, unser sächs. kèrlân sei einer fremden (walachischen) Sprache entlehnt. Viel-

leicht ist gerade das Umgekehrte wahr. Der erste Teil des Wortes kann entstellt sein aus ahd. kilburra, mhd. kilbere weibliches Schaf, das noch nicht gelammt hat.[1]) Dasselbe bedeutet auch unser kèrlân. Die zweite Silbe des Wortes wäre demnach ein überflüssiger Zusatz, doch sind solche Composita im Deutschen häufig, wo ein Wort nur genauer bestimmt, was schon in dem andern enthalten ist. Die Silbe — lân kann nämlich nach meiner Auffassung nur enstellt sein aus dem deutschen Lamm. Für die Richtigkeit dieser Erklärung spricht mir das nicht nur der Bedeutung sondern offenbar auch der Abstammung nach identische Gerbellamm im Hessischen.[2])

In einigen Wörtern hat sich das alte m erhalten: bödem Boden, fâdem Faden, bêsem (nicht bêſem!) Besen. Erhalten hat es sich auch im nösn. zakumft Zukunft. Hier ist m etymologisch (ahd. zuochumft) gerechtfertigt, aber die deutsche Sprache (also auch das Siebenb.-Sächs.) meidet die Verbindung mf (vgl. das sächs. arfel eigentlich arffel, neuhochd. armvoll).

Was endlich den Wechsel von m und w in dem Pronomen wir, sieb.-sächs. mer betrifft, so liegt darin in so weit nichts auffallendes, als diese Form in den deutschen, namentlich mitteldeutschen Dialekten stark verbreitet ist. Notiren will ich noch fàlmesch für mhd. valwische fahle Asche, dann nösner. zwelmer für zwelwer (ein Geldstück), laimet für gemeinsächs. leiwent Leinwand.

N.

n, ń, ñ, ṅ.

Ich habe mich nach eingehender Untersuchung veranlasst gefunden, ein vierfaches n für das Siebenb.-Sächs. aufzustellen, wovon zwei dem dentalen, eines dem palatalen und wieder eines dem gutturalen Artikulationsgebiete angehören.

Der alveolare Nasal der Dentalgruppe mag vorläufig unberücksichtigt bleiben, da er später eine ausführlichere Besprechung erheischt.

Der denti-palatale Nasal, also ń, ist — wie schon oben bemerkt wurde — der Laut des franz.-ital. gn (Champagne, Bologna), poln. ń, katalon. ny, magyar. ny (asszony). Bei uns hat man den Laut bald mit nj bald nach Analogie des Magyarischen mit ny bezeichnet (schènjen und schènyen scheinen). Diese Schreibart stimmt zu der Ansicht Brückes, der das mouillirte n für einen aus Dentalis + j zusammengesetzten Laut erklärt. Entgegengesetzter Meinung sind Rumpelt,[3]) Kempelen, Schleicher[4]) und andere. Sie halten ń für einen einfachen Laut, in dem n und j innig mit einander verschmolzen sind. Ein Grund mit, mich der letzteren Ansicht

---

[1]) Mittelhochdeutsches Wörterbuch (von Müller und Zarncke) I, 782.

[2]) F. Bech, Beiträge zu Vilmars Idioticon von Kurhessen. Programm des Gymnasiums in Zeitz 1866. S. VIII.

[3]) Rumpelt, System der Sprachlaute, S. 89 ff.

[4]) A. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, 3. Auflage (1871) S. 18.

anzuschliessen, war mir auch die Äusserung der Unbefangenen, welche dahin lautete, dass man in dem eigentümlichen n ein i mithöre. Sie, die sich weder um die Phonetik, noch um die deütsche Grammatik jemals viel bekümmert hatten, trafen mit ihrer Erklärung den Nagel auf den Kopf; denn in den Wörtern meń mein, scheńen scheinen u. s. w., wie sie in Schässburg, Mühlbach, Kronstadt und sonst gesprochen werden, ist n in der Tat ein mit i getränkter Laut.

Um den Lautstand der einzelnen Dialekte mit einander vergleichen zu können, will ich schon an dieser Stelle das Nötige über n̈ und ν beifügen.

Mit n̈ bezeichne ich den palatalen Nasallaut, wie er im Deutschen vor g und k nach hellen Vokalen (z. B. in Enkel, Menge, Winkel, Dinge) gesprochen wird. In der hermannstädter, repser (?) Mundart ist dieser Nasal sehr häufig da, wo andere Mundarten ń sprechen: herm. sen̈g, schässb. seń sein; herm. sen̈gen, schässb. sańen singen.

Für den Gutturalnasal habe ich das griech. ν entlehnt. Es ist zu sprechen wie deutsches n vor g und k hinter dunkeln Vokalen, (Anker, Wange, Onkel, Trunk, Lunge). Von dem Vorhandensein eines Unterschiedes zwischen palatalem und gutturalem Nasal haben nicht ihrer Viele eine Ahnung und nur sehr Wenige ein Wissen, was der Wirklichkeit desselben natürlich keinen Eintrag tut. Da der Unterschied naturgemäss — wenn auch unbewusst — in der lebendigen Rede genau vollzogen wird, so ist der Gebrauch eigener Buchstaben zur Bezeichnung der Laute kaum notwendig, man wird das Richtige von selbst finden, wenn hie und da auch n für n̈ oder ν stehen sollte.

Der Nasal der in den einzelnen Dialekten an die Stelle des hochd. ng tritt, ist ein doppelter, entweder ń oder n̈g. Steht hochd. ng im Auslaut einer Wurzel mit Grundvokal i (mhd. î), so wird es in der schässb., burzenl., mühlbächer [1]) Mundart zu ń, in der hermannst., resps. (?) aber bleibt es n̈g. Im ersten Fall hat die Gutturalis sich dem mächtigeren Nasal assimilirt, d. h. sie ist mit ihm in einen Laut verschmolzen.

Einige Beispiele für beide Fälle: Schässb., Mühlb. u. s. w.: reńer mhd. ringer leichter, deń Ding. Hermannst. ren̈ger, den̈g. Vorläufig sei hier noch bemerkt, dass n̈g, wenn es in den Inlaut tritt, nicht getrennt (nicht sen-gen) gesprochen werden darf, sondern immer verbunden bleiben, also sen̈g-en lauten muss.

Auf ganz dieselbe Weise unterscheiden sich die betreffenden Mundarten auch in der Bildung des wurzelschliessenden Nasals, insofern dieser nämlich auf altes î oder û folgt. Der schässb., burzenl. (mühlb.) Dialekt hat regelmässig ń, der hermannst. immer ng (n̈g, νg); dort also meń, mhd. mîn mein; greńen, mhd. grînen greinen; broń, mhd. brûn braun; hoń und heń, ahd. hûn Hunne, Riese; hier aber meng, gren̈gen, brong.

[1]) Hier beginnt das hermannstädter n̈ sich einzubürgern.

Es ist bekannt, dass auch die rheinfränkischen Dialekte in diesem Falle nicht das alveolare n des Neuhochdeutschen, sondern den Nasal unseres hermannst. Dialektes, also ng haben. Ich sage ng, denn die mir vorliegenden Sprachproben lassen diese Form als die ausschliesslich gebrauchte erscheinen. Eine Äusserung darüber, dass sich auch unser ń am Rheine finde, habe ich nirgend entdecken können.

Man vergleiche:

Schässb. ſeń, Hermannst. ſeng, Ach. Köln, Elberfeld. ſing;
„ scheń, „ scheng, Aachen sching, luxemb. scheng.
„ broń, „ brong, rheinfränk. brung[1]) braun.

So haben wir es denn hier mit einer rein fränkischen Spracheigentümlichkeit zu tun, einer Eigentümlichkeit, die vor Zeiten ohne Zweifel eine weitere Verbreitung besessen hat als das heute der Fall ist. (S. unter J!). Wie in vielen andern Fällen, so bietet das Französische auch hier eine interessante Analogie. Franz. fin, un, mien, vin, brun u. s. w. werden ganz wie das rheinfränkische fing, sieb.-sächs. und luxemb. feng u. s. w. mit dem Nasal ng gesprochen. Mit unserer und der luxemb. Mundart hat das Franz. auch die Vokalbrechung gemein. Es dürfte so schwer zu erweisen gerade nicht sein, dass das franz n = ng unter dem Einfluss der in Gallien eingewanderten Franken entstanden sei.

Die nösn. Mundart stimmt auch hier mit dem Gemeinsächsischen nicht überein, sie bewahrt das alveolare n in allen Fällen, wo die andern siebenbürgischen Dialekte n̈ oder ń für hochd. n gebrauchen. Eine sonderbare Freude hat hingegen die mettersdorfer Mundart an ng (für n). Sie scheint durch eine Überzahl von ng wett machen zu wollen, was die übrigen nösner Mundarten im Verhältnis zum Gemeinsächsischen an palatalen und gutturalen Nasallauten zu wenig haben. Eine Regel für das unorganische ng der Mettersdorfer aufzustellen, ist mir bei meiner mangelhaften Kenntnis dieser Mundart nicht möglich, ich begnüge mich daher mit der Anführung einer Reihe von Beispielen: ing ein, kling klein, ning nehmen, ring regnen, ming mehr, sing säen, schning Schnee, mung Mann, dung dann, mueng Mai.[2]) Als bedingende Uebergangsformen wird man Wurzeln anzunehmen haben, deren Vokal i, u oder vielmehr î, û, deren Auslaut n gewesen ist. Ähnliche Ausnahmen von der Grundregel erlauben sich übrigens auch einige rheinische Dialekte. Vgl. luxemb. plang Plan, schong schon, kleng klein; achen. gröng grün, zeng Zehen, steng Stein.

Hieran schliesst sich am besten die Besprechung des nasalen n in der wurzelhaften Verbindung nd.

Auch hier wird n hinter älterem i, î, û, iu und e (Umlaut aus a) in jenen Mundarten, in welchen mouillirtes ń nach dem Vorausgegangenen heimisch ist, zu

[1]) Frommann, deutsche Mundarten III, 272, 17).

[2]) Andere Beispiele S. G. Bertleff, Beiträge zur Kenntnis der Nösner Volkssprache. Programm des evangelischen Gymnasiums zu Bistritz (1868) S. 16.

ń, in den andern wieder zu ng (nk). Der Kürze halber stelle ich wieder nur Beispiele aus der schässb. Mundart solchen aus der hermannst. gegenüber: schässb. heńden hinten, keńt Kind, wańt (Malmkrog) wund; hermannst. hengden, kenkt, wankt.[1])

Zur Erklärung dieser Erscheinung wird unter J das Nötige beigebracht werden, hier will ich nur noch einige andere deutsche Dialekte, in denen ich Analoges gefunden, zur Vergleichung herbeiziehen. Einige Worte, die ich mir aus dem Bremischen notirt habe, beweisen, dass unser ńd dem Niederdeutschen nicht fremd sein kann. Bekannter ist, dass die rheinfränkischen Dialekte durchweg wurzelhaftes n vor d (t), wenn einer der oben genannten Vokale vorausgeht, zu ng (nk) verwandeln: Elberfeld: kenk Kind; Köln: bingen binden, zäng Zähne, hunk Hund; Siegerland: hingen hinten; Düsseldorf: ongen unten. Auch im Hennebergischen, im Thüringischen, Altenburgischen, im Schlesischen, kurz in vielen mitteldeutschen Mundarten ist diese Spracheigentümlichkeit mehr oder weniger stark vertreten.[2])

Ein Unterschied zwischen dem Siebenb.-Sächs. (wie es z. B. in Hermannstadt gesprochen wird) und dem Rheinfränkischen findet nur in so weit statt, als das letztere die Dentalis nach der Umgestaltung des organischen n zu ng, nk fallen lässt, während das Sächsische sie in der Regel beibehält. In unserer Mundart sind Wörter mit fehlendem d wie enzëńen, enzëngen anzünden, ver- (zer-) schrëńen (zerschrańen)[3]) mhd. schrinden zerreissen, leicht zu zählen. In den rhein. Mundarten ist der umgekehrte Fall, die Apokopirung des Dentallautes Regel. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die siebenb.-sächs. Form die ältere ist. Nur einige wenige Mundarten der Rheinlande haben die volle Form ngd (nkt) bewahrt, so die Dialekte der Grafschaft Hardenberg (Neviges)[4]): hongd, mongd, blengd, fröngd.

Ich komme nun auf das alveolare n. Dass das Gebiet desselben im Siebenb.-Sächs. ein bedeutend beschränkteres ist als im Hochdeutschen, ist aus dem Vorausgeschickten hinlänglich ersichtlich geworden. Kaum braucht noch erwähnt zu werden, dass es an-, in- und auslautend stehen kann; anlautend nur in freier Stellung, in- und auslautend auch in Verbindung mit andern Consonanten. Diese Verbindungen sind:

---

[1]) Schuller bemerkt (in seinem Archiv für die Kenntnis von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart S. 111, Anmerkung 25) eine Ausnahme mache ront rund. Es hängt das offenbar damit zusammen, dass dieses Lehnwort (lateinisch rotundus, französisch rond von rota Rad) erst um das 15. Jahrhundert im Deutschen Aufnahme gefunden hat.

[2]) Vergleiche Fr. Marienburg, über das Verhältnis der siebenbürgisch-sächsischen Sprache zu den niedersächsischen und niederdeutschen Dialekten. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, (1845) I. 3, S. 61. — Vergleiche ferner: Frommann, die deutschen Mundarten II, 281 und 283; II, 545, 1); III, 272, 16); III, 417, 304); III, 554; VI, 514, 4); ferner Weinhold, die Dialektforschung S. 69.

[3]) J. Haltrich, Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache (1865) S. 50. Vergleiche hiezu bei Herbort 10/205: zudrungen für zerdrunden.

[4]) J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 416 ff. Vergleiche auch Frommann, die deutschen Mundarten V, 138 ff.

nd, nt in der Regel nur nach grunddeutschem a und o (siehe oben!): ánder andere, fánden, stᵉanden standen, hontert Hollunder, lánt Land.

nz: gánz, ştreanz, thüring. strunze schmutzige Weibsperson; gunzen mhd. ganze Gänserich; hònzem Hanfsame.

ns ist im Wurzelauslaut wie in allen niederdeutschen Mundarten unbeliebt; n wird gewöhnlich synkopiert und der vorausgehende Vokal zum Ersatz gedehnt: gás, altnord. gás, angelsächs. niederd. gôs, rheinfränk. gôs, engl. goose, schwed. gás Gans; ás, niederd. niederrhein. ûs [1]) uns; dáfen, mhd. dinsen ziehen; zás zins, lás Linse, hást, altnord. hestr Hengst. Hieher gehören auch: nemest aus nimans, bei Hans Sachs noch niemans Niemand, îst, verderbt aus inst, ins, mhd. eines, unorgan. einest; nîrest nirgend.

nst ist häufig, aber immer nur in Folge von Contraktion und angesetzter Flexionsendung: ernst (erenst); kenst kennst aber kást kannst; konst Kunst.

Mit Labialen verbindet sich n niemals, da auch die im Hochdeutschen häufige Verbindung nf im Siebenb.-Sächs. eben so wenig vorkommt als in den niederdeutschen Mundarten. Es wird n vor f entweder ausgestossen und der vorhergehende Vokal gedehnt, oder es wird zwischen n und f ein Bindevokal eingeschoben: fáf, niederd. fîf fünf; verneaft mittelniederländisch vernuft Vernunft.

Geminirtes n hat in unserer Mundart ein umfangreicheres Gebiet als im Hochdeutschen. Einen beträchtlichen Zuwachs erhält die Verdoppelung hauptsächlich dadurch, dass n sich die nachfolgende Dentalexplosiva assimilirt und zwar viel häufiger als dies im Hochdeutschen geschieht, aber nicht so oft als in einigen andern mitteld. Mundarten: fennenk, ahd. phantinc (eigentlich was als Pfand gegeben wird) mhd. phenninc nhd. Pfennig; aus- und ë-wennich aus- in-wendig, urkundlich aus 1484: innewennig,[2]) so auch in altniederd. Sprachdenkmälern, im Hennebergischen und sonst; schennen schinden, schennen auch im Fränkisch-Hennebergischen [3]) und im ungr. Bergland.,[4]) schinnen im Meklenburgischen.[5]) Eine solche Assimilation ist auch im Paticipium Praes. anzunehmen: lûfän(n) laufend; àl fäñën kun de Russen ën de stàt singend kommen die Russen in die Stadt.[6])

Die nösn. Mundart geht in der Assimilirung der Dentalexplosiva an n viel weiter als die andern siebenb.-sächs. Mundarten; so wird dort fän, fäun finden, zän

---

[1]) Auch anfer unser tritt sporadisch auf (vergleiche Schuster, siebenbürgisch-sächsische Volksdichtungen, S. 51); doch findet sich auch altniederdeutsch zuweilen unsa (vergleiche Heyne, kleinere altniederdeutsche Denkmäler, Glossar. S. 181).

[2]) Fr. Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 100 und 101.

[3]) Vergleiche bei Spiesz, die fränkisch-hennebergische Mundart (1873) S. 22 f.

[4]) Schröer, die Laute der deutschen Mundarten des ungrischen Bergland, S. 199.

[5]) Vgl. Nerger, Grammatik des meklenburgischen Dialektes §. 64, Anmerkung.

[6]) Ich habe die eingehende Besprechung dieser Erscheinung aus dem Manuscript gestrichen, weil ich auf die Auseinandersetzungen Roth's (Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, N. F. XI, 33) verweisen kann.

zünden, bän binden, han hinten, gesprochen. Hiezu stimmt unter den mir bekannten deutschen Mundarten das Fränkisch-Hennebergische, worin n sich nachfolgendes d so häufig assimilirt, wie kaum in einer anderen Mundart.[1]) Sehr nahe kommt ihm ohne Zweifel das Nösner., welches überhaupt mit dem Fränkisch-Hennebergischen eine auffallende Ähnlichkeit besitzt.

Assimilation und nicht Synkope wird auch in lîren lernen anzunehmen sein, wofür auch die Länge des Vokals sprechen dürfte. Es äussert sich da derselbe physiologische Vorgang, der bræn aus brennen schuf.

Apokopirt wird das auslautende n der Flexionssilben, Personalpronomina, der Praefixe und Praepositionen vor allen Consonanten mit Ausnahme von d, t, z und h: ſe arbede' geat sie arbeiten gut; öm fride' l^iewen, im Frieden (Freundschaft) leben; eilez mhd. einlütze, me br^eader mein Bruder, fu fîr von vorne, ufànk Anfang, Hermestàt Hermannstadt, aber fun dir von dir, untorren Jemanden heftig anfahren, en zekkeln ein Zicklein, àf den h^eidern auf den Häuptern. Dieselbe Regel gilt für viele andere deutsche Dialekte, so für das Niederrheinische, Kölnische und Luxemburgische.[2]) Das Nösn. geht hier wieder seine besondere Wege und stösst n auch vor den genannten Dentalen aus: udinken Andenken, uträt Antritt, kei de fånd gegen den Feind. So scheint das Ohr des Nösners selbst für den härtesten Hiatus unempfindlich zu sein, stösst er doch organ. n sogar vor Vokalen aus: ſe ku an de gemei, (Weisskirch) ſe sai ku ànd hu genu, sie sind gekommen und haben genommen.

Das Nösn. liebt überhaupt die Apokopirung des n nach Vokalen und nur da bewahrt es auslaut. n, wo es sich nach Elision des stummen Bindevokales e an einen Consonanten anlehnen und sich an ihm stützen kann. Also: mai mein, schwei Schwein, wohi wohin, e huet gield sáe bláe (Senndorf) er hat Geld blühen gesehen; aber: erhåln erhalten, gelogn gelogen, gruebn graben, hîrn hören. Ähnliches findet sich auch im fränkisch-hennebergischen Dialekte.[3])

Schwund des auslautenden Infinitiv —n findet nur in den angegebenen Fällen des Nösner. statt, sonst hat es sich erhalten. Die rheinländischen Mundarten haben n eingebüsst, freilich geschah dieses nur im Laufe einer längern Zeit, doch findet sich Apokope schon in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts.

Erwähnt mag noch werden, dass alle Verba mit Ausnahme einiger Praeterito-Praesentia in der I. Pers. Sing. Praes. als Rest einer uralten Flexionsform das Personalsuffix n bewahrt haben.[4]) Es beschränkt sich also dieses n durchaus nicht

---

[1]) Vergleiche B. Spiesz, die fränkisch-hennebergische Mundart, S. 22 f. und Frommann, die deutschen Mundarten II, 45 ff; II, 50; II, 195; V, 47.

[2]) C. J. Hansen, het Luxemburgsch in de Toekomst Tijdschrift etc. 1867. S. 99. Vergleiche auch Klein, die Sprache der Luxemburger S. 17.

[3]) B. Spiesz, die fränkisch-hennebergische Mundart, S. 27.

[4]) Vergleiche J. K. Schuller, „über die Eigenheiten der siebenbürgisch-sächsischen Mundart“ in dessen Archiv für die Kenntnis von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. (1840). S. 122.

auf die Verben jener Conjugationen, in welchen das Althochdeutsche das Personalsuffix m hat: ech dreiwen ich treibe: ech êsen ich esse; rieden ich rede, ech kènnen kenne. In den niederländ. niederrhein. mitteldeutschen Denkmälern der mittelhochdeutschen Zeit wechseln die Formen auf en mit den allerdings viel häufigern auf blosses e.[1]) Unter den vaterländischen Mundarten ist es wieder das Nösn. allein (Mettersdorf ausgenommen), welches des besprochenen Personalsuffixes ermangelt.

Über die ausserordentlich häufige Vermischung der starken und schwachen Deklination wird die Flexionslehre das Nähere zu sagen haben.

Organisches n hat sich in vielen Wörtern erhalten, in welchen es sonst, z. B. neuhochdeutsch fehlt: kenenk König, sėńt seit, turren Turm. In andern Wörtern wieder hat das Neuhochdeutsche unorganisches n an- oder eingeschoben, doch auch hier bewahrt das Siebenb.-Sächs. die ältere Form ohne n: fäs, ahd. sus sonst; bå Biene, nea nun, pîlesch polnisch. In dem Worte zîn Plur. zînen erscheint wie im Neuniederländ. teen unorganisches n angesetzt; vgl. ahd. zêhâ, lat. digitus, Zehe.

Auch prothetisch findet sich unorganisches n einigemal: nåst Plur. nêst Ast, vgl. ostfries. nôst fränk.-henneb. nåst, österreich. nast. Auch dem Worte ôwent Abend wird wie in vielen anderen Mundarten das auslautende n des vorausgehenden Wortes vorgesetzt: geade nôwent, vgl. rheinfränk.-henneberg. nâbed, hessisch nôbed.[2]) Wie vor ôwent so ist das n auch in narnst (Malmkrog) Ernst zu erklären; häufiger aber als narnst ist arnst, ernst und so wird es sich auch im Mittelniederländischen verhalten, wo auch nærnst (nærst) und ärnst neben einander stehen.[3]) Die Kindersprache hat nukkelcher Aeugelein.[4])

Sehr gern wird n (euphonisch) vor k eingeschoben: håntrenk, håntfrenk durch Methatesis aus hantwrek Handwerk, nösn. håntråk; knîflenk und knoblenk Knoblauch, mittelnieberd. knûflôk, mittelniederländ. knofloec;[5]) renenk Rettich, wo die Vertauschung des d mit n (angelsächs. rædic, lat. radix) gerade etwas auffallendes nicht ist, vgl. nösn. reitenk.

Epenthetischem n begegnet man auch sonst, so vor z wie in enzet, enzt aus mhd. ie-zuo, ieze jetzt, dann in dem Worte intern schlesisch ender für êer eher.

---

[1]) Vergleiche J. Grimm, deutsche Grammatik I². Neuer Abdruck (1870) S. 877 (985). Die eingeklammerte Zahl gibt die Seite der 2. Ausgabe an, während die nicht eingeklammerte auf den neuen, durch W. Scherer besorgten Abdruck sich bezieht. Vergleiche ferner: Mittelhochdeutsches Wörterbuch II¹, 282. Bartsch, über Karlmeinet, 245 f.; Bartsch, Berthold von Holle, LXXIII.

[2]) Grimm, deutsche Grammatik S. 457 (neuer Zusatz!)

[3]) Grimm, deutsche Grammatik S. 414 (487).

[4]) Haltrich, Plan für ein Idiotikon S. 122.

[5]) Vergleiche auch Fr. W. Schuster, deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen. Vereinsarchiv IX, 117 f. und 201, 3).

Die Bildungssilbe —er (ahd. âri) tritt im Siebenbürgisch-Sächsischen niemals ohne vorgesetztes n an das betreffende Substantiv: Kîrschner Kirschner, remner Riemer, depner Töpfer, melner Müller.

III. Die reinen Consonanten.

1. Labiale.

B.

Im Siebenb.-Sächsischen hat sich die gemeingermanische (germanisch-niederdeutsche) weiche Labialexplosiva (Media) wie im Altsächsischen, Neuniederdeutschen, Niederländischen und Niederrheinischen nur im Anlaut unversehrt erhalten.

Im Inlaut beharrt b wieder in Übereinstimmung mit den genannten Mundarten nur in der Gemination und in Fremdwörtern. Unverbundenes b geht im Inlaut in w und im Auslaut in f über. Die einzelnen Teile dieser Regel — wenn ich so sagen darf — erheischen nun noch einige speciellere Erklärungen.

Im Anlaut steht b fast nur in deutschen, also selten in entlehnten Wörtern. Die letzteren haben in der Regel das fremdländische p beibehalten, einigemal auch fremdländisches b zu p verwandelt. Es ist anzunehmen, dass diese Fremdwörter bei den Vorfahren unseres Völkchens erst Eingang gefunden haben, als die hochdeutsche Lautverschiebung schon geschlossen war. Nun einige Beispiele: b^{i}eden beten, beisen beissen, brît Brot, blekken blicken, bîr, henneberg. bêr[1]) mhd. bêr Eber, aber auch: beschef Bischof, aus griech. ἐπίσκοπος; auf der anderen Seite jedoch: pikkesboum Buchsbaum, griech. πύξος, latein. buxus; prâf brav; pisemknàup Bisam-Flockenblume; pursch lat. bursa; puschen Blumenstrauss, zu mittellat. buscus.

Das zwischen Vokalen oder im Auslaut stehende b geht — wie schon gesagt — in w über: lëwen lieben, hôwer Hafer, richtiger Haber; kniwel Knöchel am Finger, oberdeutsch Knöbel, niederd. knöwel,[2]) erwen erben, dàrwen darben, lîf Lob, gôf Gabe. In der Regel wird auch das mit r verbundene b zur weichen Spirans, doch nur in der Regel und nicht ausnahmslos. Sieht man sich die Beispiele aber genauer an, so ergibt sich, dass rb niemals als wurzelhafte Verbindung auftritt, sondern immer nur als das Resultat einer Zusammenziehung oder Zusammensetzung erscheint, b demnach ursprünglich im Anlaute einer Wurzelsilbe gestanden hat: firben[3]) schaben vgl. ahd. fir-perjan; herbrich ahd. heriberga Herberge, (ostlechisch auffallend hirwe); arbes Erbse ahd. araweisz, lat. ervum, griech. ὄροβος; kerbes Kürbis, lat. curcubitta; angezogen sei auch arbet ahd. arapeit, mittelniederländ. arbet, angelsächs. und altnordisch aber steht f für b. Die Zusam-

---

[1]) Spiess, Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen S. 3.

[2]) Siehe Schmeller, bayrisches Wörterbuch II, 368 und Deutsches Wörterbuch (Grimm) V, 1448.

[3]) Haltrich, Plan für ein Idiotikon. S. 87.

mensetzung dieses Wortes aus zwei verschiedenen Wurzeln hat man geleugnet, doch scheint mir das in vielen niederdeutschen Mundarten heimische b nächst anderm dagegen zu sprechen. Die Explosiva b könnte sich hier allerdings auch unter dem Einflusse des r erhalten haben, wofür Analogien sich aus dem labialen, namentlich aber aus dem gutturalen Lautgebiete als Beweise anführen liessen. — In barbes barfuss, werbes Bundschuh, ferbes Oberleder am Schuh ist die Composition zweifellos, b entspricht hier organischem f.

In der Gemination hat sich b erhalten: schlàbbern schlürfen, plauschen, niederländ. slobberen, ungr. Bergl. schlubbern, auch beschlàbbern wie mittelniederl. slabbern, englisch. slabber besudeln, begeifern; dobbern, Subst. gedebber, hohles Geräusch, luxemburg. gedäbber; kràbbeln wie niederdeutsch, zàbbeln zappeln, hobbel Hobel, bibbel Bibel, babiné, ungr. Bergl. babe [1]), mhd. bâbe altes Weib, Mutter, böhm. poln. baba, walach. bâbe.

Die entlehnten Eigennamen und auch einige andere fremde Wörter bewahren inlautendes b: Jakobi, Abraham, Zimbel Zimbal.

Im Nösner. hat inlautendes b sich erhalten, nur vor st und t geht es in die Spirans über: grueb^{e}n Graben, iber über, ôbent Abend, schraib^{e}n, aber: schraifst, gloft^{e}n glaubten. Im Auslaut verschieben alle Mundarten des Nösnerlandes bis auf den von Klein-Bistritz b zur Spirans f: ṣturf starb, gôf Gabe, ruef aber auch ruebn Rabe, in Klein-Bistritz: gàp Gabe, ràp Rabe.

Wenn das aus b entstandene w zwischen zwei Vokalen steht, so wird es einigemal ausgestossen, wobei jedoch am vorausgehenden Vokal Spuren von dem synkopirten Consonanten haften bleiben: g^{i}en urkundl. aus 1484: geen [2]) geben; hŭn für huowen, altniederrhein: haven neben hayn, [3]) seit dem 11. Jahrhundert hochdeutsch hân neben haben. Sobald aber die Labialis in den beiden Wörtern in den Auslaut zu stehen kommt, wird sie im Sächsischen wieder hergestellt: gàf gab, gĕf gib, hàf habe.

Umgekehrt verhält es sich mit b in ô ab. Hier wird die auslautende Spirans apokopirt und der Vokal zum Ersatz gedehnt; tritt sie aber in den Inlaut, so wird sie wieder aufgenommen: ô ab, ô-fàllen abfallen, erô herab, aber ôwen hinab (eigentlich ab-hin) erôwer herab. In den Städten hört man auch erôf herab. [4])

Nach r und l fällt auslautendes b (w, f) gern weg: g^{i}el gelb, altsächs. gelo: mar Compar. marer mürbe.

Im Auslaut ist b unmöglich, schon deshalb, weil es an dieser Stelle des Wortes regelmässig zur Spirans wird. Wenn man sich aber bei uns durchweg hat verleiten

---

[1]) Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten im ungrischen Bergland. S. 31.

[2]) Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 99.

[3]) Wierstraat, Reimchronik der Stadt Neuss, herausgegeben von E. v. Groote (1855) v. 1176, 1678, 3034.

[4]) So auch im Schlesischen (Weinhold a. a. O. 72) und in andern Mundarten.

lassen, das im Inlaut berechtigte w auch im Auslaut graphisch in allen Fällen beizubehalten, so war das eine entschieden unrichtige Bezeichnung des wirklichen, gesprochenen Lautes. Die Verantwortung hiefür fällt mehr oder weniger auch in diesem Falle der mit der Phonetik in mannigfache Widersprüche verwickelten deutschen Orthographie zur Last. Sie hat uns gewöhnt, im Auslaut denselben Laut zu schreiben, der sich im Inlaut als organisch erwiesen hatte, ganz abgesehen von der phonetischen Berechtigung oder Nichtberechtigung desselben. Wir schreiben Lob, Dieb und doch spricht Jedermann Lop, Diep, einfach darum, weil im Deutschen auslautende Lenis nicht vorkommt. Diese Grundregel gilt auch für unsere Mundart. Wir sprechen nicht lîw (Lob), dæw (Dieb) sondern lîf, dæf.

Unrichtig ist es auch, wenn man vor tonlosen (harten) Consonanten die Lenis graphisch beibehält, wenn man also læwt (liebt), dreiwst (treibst) schreibt. Bei der Bildung der tonlosen (harten) Consonanten steht die Stimmritze weit offen, bei der Bildung der tönenden (weichen) Consonanten ist sie stark verengt, der Contrast in den Zuständen des Kehlkopfes ist also für die beiden Lautgruppen sehr gross. Nun scheut aber die Sprache solche Contraste, d. h. den raschen Uebergang aus einem Zustand des Kehlkopfes in einen heterogenen. Darum ist sie bestrebt, die neben einander stehenden Consonanten sich homogen anzuähnlichen, sie fügt gern tönenden Laut zum tönenden, tonlosen zum tonlosen. Dieses Streben nach „homogener Anähnlichung“ geht auch im Deutschen viel weiter, als es graphisch anerkannt ist. Wir schreiben lebt sprechen aber lêpt. Bemerkt sei nur noch, dass die regressive Assimilation in der Regel mächtiger ist als die progressive, d. h. der nachfolgende Laut wirkt im Allgemeinen stärker als der vorangehende, jener ähnlicht sich diesen an. Darum sprechen wir und schreibe ich: è læft und nicht læwt liebt.

Ich bin auf diese Grundregel unserer Sprache deshalb etwas weiter eingegangen, weil sich manche Eigentümlichkeiten unsers Consonantismus nur durch sie erklären lassen. Ich werde gelegentlich hierauf zurückkommen.

Durch das Vorausgeschickte wird auch die folgende Erscheinung sich erklären lassen. Wenn das anlautende b des Bestimmungswortes in der Composition an ein auslautendes r, s, z u. s. w. tritt, so geht es in die tonlose Explosiva (p) über: ierper Erdbeere, Burprich Burgberg, Schêsprich Schässburg, Sâlzprich Salzburg. Hier nun besitzt der vorangehende Consononant — als Fortis neben Lenis — die stärkere Assimilationskraft. Wie verhält sich das aber in dem Falle, wo dem b ein r vorausgeht? Oben steht eine ganze Reihe von Beispielen, in denen unmittelbar auf r ein b folgt. Aber dort ist eben r als mit Stimmton gesprochen zu denken (îrber ehrbar, herbrich Herberge), hier muss es offenbar als ein tonloser Laut aufgefasst werden, (Burprich Burgberg). Diese doppelte Aussprache des r hat ihren Grund, — wie ich anzunehmen mich berechtigt glaube, — in dem Charakter des voranstehenden Vokals. Weiter auf diese eine ausführliche Untersuchung erheischende Erscheinung einzugehen, ist hier nicht der Ort.

P.

Germanisch-niederdeutsches p ist im Siebenb.-Sächsischen mit Ausnahme einzelner bestimmter Fälle in f verschoben worden.[1])

Der Affrikationsprocess ist in unsrer Mundart viel weiter gediehen als im Nieder(rhein)fränkischen. Was das Verhalten der labialen Tenuis speciell betrifft, so steht das heutige Siebenb.-Sächs. auf gleicher Stufe mit dem Mittel(rhein)fränkischen.

Im Anlaut findet sich p häufig, doch wie im Mittelniederdeutschen[2]) und Mittelniederländischen[3]) und Altniederfränkischen[4]) meist nur in Wörtern, die fremd-

---

[1]) Dies führt mich auf das Gesetz der sogenannten Lautverschiebung. Schon der von mir gebrauchten terminologischen Ausdrücke halber muss ich hier in der gebotenen Kürze meinen Standpunkt in der Lautverschiebungsfrage kennzeichnen.

Der wesentlichste Unterschied zwischen dem Niederdeutschen und Hochdeutschen beruht bekanntlich auf dem Verhalten der gemeingermanischen Explosivae fortes (Tenues) in den beiden Sprachen. In bestimmten Fällen steht nämlich an der Stelle der niederdeutschen und nordischen Tenues p, t, k, in den hochdeutschen Mundarten pf oder f, kχ oder χ (ch), z oder ss. Der Grund dieser Verschiebung ist wohl darin zu suchen, dass die Gebirgsbewohner des südlichen Deutschlands die Laute mit stärkerem Hauche, mit grösserer Energie aussprechen als die Bewohner der germanischen Tiefebene. In Folge dieses stärkern Hauches wurden p, k, t zu ph, kh, th. Dieser der Explosiva nachtönende Hauch (h) nahm aber fast notwendig etwas von der Natur des vorausgehenden Consonanten an. Die Aussprache dieser neuen Laute lag zwischen ph, kh, th einerseits und f, χ, s andererseits; bezeichnen liessen sie sich etwa so: p^{w}, k^{ch}, t^{s}. Den Process, dem diese Laute ihre Entstehung verdanken, nennt Rumpelt (und mit ihm auch andere) Affrikation und die dadurch erzeugten Laute Affrikaten. Diese Laute konnten aber auf die Dauer nicht bestehen, es machte sich der Trieb der homogenen Anähnlichung geltend und in Folge dessen bildeten sich die Doppellaute (Affrikationsdiphtonge) pf, kχ, ts. Das Streben nach Erleichterung des Sprechens führte den Process weiter. Die Aussprache der Dopellaute pf, kχ, ts erfordert complicirtere Bewegungen der Lautwerkzeuge, als der auch hier mächtig wirkende Nivellirungstrieb gestatten kann. Um jegliche Anstrengung von Seite des Sprechenden zu vermeiden, liess man in den genannten Verbindungen die Explosiva in den hochdeutschen Dialekten neben der Spirans mehr und mehr in den Hintergrund treten, d. h. einerseits der unvollkommenen Lautbildung, andererseits der Reducierung anheimfallen. Beide Beeinträchtigungen der Tenues schreiten stetig fort, bis die Explosiva ganz verschwindet und somit nur die reine Spirans (f, χ, s) übrig bleibt. So kommt es z. B. dass Pferd geschrieben, aber gewöhnlich fert gesprochen wird. Doch fand die Beeinträchtigung der Explosiva nur unter gewissen Umständen statt. Im Anlaut und nach den homorganen Nasalen, sowie im In- und Auslaut an der Stelle der geminirten oder geschärften Explosiva im Niederdeutschen (pp, kk, tt) erhielten sich im Hochdeutschen die diphthongischen Africaten pf u. s. w. Die Verschiebung der Explosiva fortis erlitt aber in den hochdeutschen Mundarten nicht nur eine Beschränkung hinsichtlich ihrer Stellung im Worte und ihrer Verbindung mit andern Consonanten, sondern auch hinsichtlich der geographischen Lage des Sprachgebietes. Die an der niederdeutschen Sprachscheide heimischen Dialekte (das Niederrheinische) haben die Lautverschiebung nur in beschränktem Masse eindringen lassen, je weiter man aber nach Oberdeutschland hinaufsteigt, desto zahlreicher werden die verschobenen Fälle. Auf diese Weise entstehen verschiedene Stufen der Verwandlung. Auf welcher Verschiebungsstufe unsere Mundart steht, darüber wird gelegentlich das Nötige gesagt werden.

[2]) Grimm, Grammatik I, S. 392 (462).

[3]) Grimm, Grammatik I, S. 415 (489).

[4]) A. Holtzmann, altdeutsche Grammatik I. Band, 1. Abtheilung. (1870) S. 300.

ländischer Herkunft sind. Es steht für mittelhochdeutsches p, b, ph (pf): parrich Pferch mittellatein. parricus (zu parcere?); pô Pfau lat. pavo; pôl Pfahl lat. palus; plånz Kohlsetzling zu lat. planta; plŏm Flaumfeder (pluma); pursch Burche, ungr. Bergland. pursch t, rheinfränk. bursch(t) zu lat. bursa, griech. βυρσα Fell, Leder; pràmpen oberdeutsch pframpfen, neuniederd. pramsen zusammendrücken, pressen; prîpeln hennebergisch prôpeln, plaudern, pl^e ach Pflug, neuniederländ. ploeg, altköln. ploich; pläkken meklenburg. plukken pflücken. Schuller behauptet (Gedichte in sieb.-sächs. Mundart S. 7) ein burzenländisches pård Pferd, doch waren meine Nachforschungen nach dieser niederdeutscheu Form im Sachsenlande vergebens, auch im Burzenlande wird heute wenigstens fårt gesprochen.

In jenen Lehnwörtern, die sich im Deutschen vor der althochdeutschen Periode eingebürgert haben, ist die Tenuis von der Verschiebung mit betroffen worden. In diesem Fall ist das fremdländische p im Siebenb.-Sächs. zur reinen Spirans geworden, während sich im Hochdeutschen der Doppellaut pf oft freilich nur graphisch erhalten hat: fankt Pfund, lat. pondus; fêfer Pfeffer, lat. piper; fôst Pfosten (postis).

Auch im In- und Auslaut findet sich bei Fremdwörtern dasselbe Schwanken: kôp Kufe (cupa), kåffer Kupfer (cuprum). Bezeichnend für dieses Schwanken sind die aus dem Jahre 1494 bezeugten Formen kupper und Kuppffer (Müller, a. a. O. S. 135). In gleicher Weise ist am Niederrhein koper und koffer heimisch.

Im In- und Auslaut hat sich das geminirte und geschärfte germanisch-niederdeutsche p beinahe ausnahmslos, das mit m verbundene aber häufig, seltener jedoch das auf r folgende p erhalten. Wie im Rheinfränkischen steht also inlautendes p fast durchweg für mittelhochdeutsches und neuhochdeutsches pf: àppel Apfel, engl. niederd., rheinfränk., schlesisch appel; kleppel, Klipfel, Stock, mittelniederl. klippel; scheppen mhd. schüpfen mit kurzem Stoss wegschieben, niederländ. schuppen; schæpen schöpfen, altsächs. sceppjan; reppefen rülpsen, altniederd. ropizon, mhd. rofzen; kroppefen zappelnd herumkriechen, zu angelsächs. creopan, altniederd. (Psalm 68, 35) criepan; schneppeln, bair. schnipfeln, altnord. snâpr (?) engl. snip, luxemburg. schneppeln. Weiter: hôp Hopfen, niederländ. hoppe; zôp Zopf; knûp Knauf und turre-knûp Turmknopf; dann: kàmp niederd. und niederrhein. kump, oberdeutsch kumpf Trog zum Tränken des Viehs, auch Futterkrippe [1]) ràmp, in den von Müller gesammelten „deutschen Sprachdenkmälern aus Siebenbürgen" rump, so aus dem Jahre 1531 (Müller S. 121), hessisch rumpf ein Getreidemass; stumpen, niederrhein. stampen stampfen; dump, daneben dånf Dampf.

Seltener als nach m hat sich niederdeutsches p nach r erhalten. Viele Dorfsdialekte haben noch scharp scharf, scharpen schärfen, doch verdrängt auch hier die hochdeutsche Form immer mehr die niederdeutsche. Ohne Zweifel war früher auch im Siebenb.-Sächs. die niederdeutsche Tenuis nach r häufiger als heute, dafür sprechen

---

[1]) Deutsches Wörterbuch, V, 2611 ff.

schon die urkundlich bezeugten Formen Poschedorp (aus dem Jahre 1309) [1]), Probstrop (aus d. J. 1280) [2]).

Eben so wenig wie r hat l die Verschiebung der Tenuis verhindert. Eine gründliche Erforschung unserer Dorfsdialekte wird wahrscheinlich noch einige wenige Wörter auffinden, in denen sich niederdeutsches lp wie in ṣtealpen stülpen erhalten hat, doch werden es eben nur wenige sein.

Die Verschiebung der Tenuis in den Verbindungen rp und lp mag wohl dadurch begünstigt worden sein, dass hier vielfach Formen mit zwischengeschobenem Hülfsvokal eingriffen. (Vgl. althochdeutsch dorof, werafan.) Dadurch trat p in die Kategorie der freistehenden Tenues und wurde nach der Analogie derselben in f verwandelt. Beispiele unter F.

Beispiele für die anlautenden Verbindungen pr und pl und die wurzelauslautenden mp, rp, lp habe ich oben schon aufgeführt. Dis auslautenden Verbindungen pt und pst kommen nur in Folge Elidirung eines Vokales vor: zàpt zupft, îpst, häufiger oppes Obst (ahd. opaz, obaz.) Die anlautende Verbindung ps in Fremdwörtern wird durch homorgane Anähnlichung zu z (ts): zàlmen Psalmen; im In- und Auslaut steht ps in den mit der Ableitungssilbe sen gebildeten Verben: trèpsen tröpfeln; gîpsen neben gîwen gähnen.

Dem unbequemen hochdeutschen Doppellaut pf ist das Siebenb.-Sächs. consequent ausgewichen, es steht dafür entweder p oder f.

Über das epenthetische p zwischen m und t wurde unter M gesprochen.

F.

Unser f ist, historisch aufgefasst, ein dreifaches, es entspricht einmal germanisch-niederdeutschem f, dann germanisch-niederdeutschem p und in gewissen Fällen organischem b (sieb.-sächs. w.)

Das gemeingermanische f, welches sich auch im Hochdeutschen unverschoben erhalten hat, gibt wenig zu bemerken. Es findet sich an-, in- und auslautend; fàllen, fridden Friede, Einfriedigung, eingefriedigter Bezirk, fläjen fliegen, flintestîn, Kiesel-Feuerstein, angels. engl. flint, vgl. griech. πλίνθος; flättern viel lachen, so auch im Ostfrisischen [3]). Im In- und Auslaut: làft Luft, lefz ahd. mhd. lefs Lippe, hôf Hof; kôf Spreu, Fruchthülse, niederländ. niederd. mitteld. kaf; wûlef Wolf, heaf Huf, geheàf Geheul, Wehklage, vgl. got. ahd. hiufan, angelsächs. heafan wehklagen. Zu bemerken ist schon hier, dass dieses f regelmässig zu w wird, sobald es in den Inlaut tritt oder in der schnellen Rede vor einem vokalisch anlautenden Worte steht. S. unter W.

---

[1]) Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 9.
[2]) Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 4.
[3]) Frommann, deutsche Mundarten, IV, 360.

Das germanisch-niederdeutschem p entsprechende f kann an jeder Stelle des Wortes stehen, anlaut.: fårt Pferd; fàn, niederrhein. pan, luxemburg. pàn Pfanne (aus lat. patina); in- und auslautend: lûfen laufen, Seifen Flurname, vgl. mhd. sîfe von Quellwasser oder dauernder Nässe durchzogenes sumpfiges Gelände,[1]) mitteldeutsch sîfen triefen, (angelsächs. sîpan?), hälfen helfen, w[i]erfen werfen; àf auf, hàf, got. hups, mhd. huf Hüfte, dorf Dorf. Dieses f (= niederd. p.) wird niemals zu w, auch vor vokalischem Anlaut nur in sehr flüchtiger und hudelnder Rede: hälf-ich Gott! helf euch Gott, kîf-et aber auch kîw-et kaufe es. Eine eigentümliche Ausnahme macht fîwern fein regnen, fränk. zifern, nordböhm. sifern; hier fände sich also ein w für f aus p (vgl. oben angels. sîpan).

Auslautendes und vor t und st stehendes f entspricht zuweilen ursprünglichem b, tritt also an die Stelle von siebenb.-sächs. w. Vgl. was hierüber unter B gesagt worden ist. Die niederdeutschen Mundarten haben in beiden Fällen ebenfalls. f: schûf niederländ. schôf, oberd. schaub Strohbund, læf lieb, kàlf niederd. kalf Kalb, dräft Anlauf, Treibjagd, hîft (heift) mhd. haubit, niederrhein. heyft[2]) Haupt, Kopf, kläft langgespaltenes Holz (für Wagnerarbeiten) zu ahd. clioban spalten

Die Gemination hat häufig statt: roffen rufen, àffen ahd. uffan, altsächs. uppan hinauf, kàffer Kupfer, gàffel Gabel (gaffel in allen niederdeutschen und niederrhein. Mundarten), heffel Hügel (vgl. Gesshiwel unter W).

Für die labiale Spirans f steht einigemal in niederdeutscher Weise[3]) — doch viel seltener als z. B. im Niederländischen[3]) — die gutturale Spirans ch: stiewerich mhd. stegereif Steigbügel, ôχterrîf (u[e]chtereif) mhd. afterreif der Riemen, der vom Sattel um den Schwanz des Pferdes führt, u[e]chter (Malmkrog) Hintergetraide, bayr. after[4]) vgl. mhd. after, niederd. niederländ. niederrhein. nordböhm. ahter hinter, schôχt (schu[e]cht) Schaft, gewöhnl. Stiefelschaft, auch mittelniederländ. und altniederrhein. schacht. Hieher gehört auch häch hieb. Für den Sing. des Praet. von mhd. houwen steht neben hiu und hie auch die Form hiew. An die Stelle dieses w (= f) trat wie in stiwerich niederd. ch welches inlaut. zu j wurde (häjen hieben).

Dafür aber steht f in einigen wenigen Wörtern für niederdeutsches ch, wo auch das Hochdeutsche ch hat eindringen lassen: läften in die Luft heben, erheben, mhd. noch lüften, neuhochd. lichten (die Anker), geläfter eins vom Paar, vgl. Gelichter.

In der Composition wird das anlautende f des Bestimmungswortes hinter dem auslautenden r des Grundwortes zu b oder p, so in dem auch in Deutschland weit

---

[1]) Mittelhochdeutsches Wörterbuch II[2], 264.

[2]) Wierstraats Reimchronik 2272.

[3]) Vergleiche Grimm, Grammatik I, 418 (492 f.); Heyne, Grammatik S. 112 und 133; Bartsch, Berthold von Holle, LXVII; Bartsch, über Karlmeinet, S. 241; K. Reissenberger, über Hartmann's Rede vom Glauben (1871), S. 30.

[4]) Schmeller, bayrisches Wörterbuch, I, 35.

verbreiteten barbes barfuss.[1]) Nicht bekannt scheinen in Deutschland zu sein: werbes Bundschuh, ferbes Oberleder am Schuh. Die zweite Silbe (bes) ist offenbar aus Fuss corrumpirt. Hieher gehört auch fᵉalpes ein aus Holzschienen gefertigter Korb. Die zweite Silbe entspricht ohne Zweifel hochdeutschem Fass, dessen Bedeutung früher eine weitere war als heute; hiefür spricht auch das hessische füllfaas. Die erste Silbe ist das mittelhochd. felwe Weide.

Nach r fällt f aus in terren dürfen oder es assimilirt sich vielmehr an r; Schwund der Labialis tritt auch im Westfrisischen ein (thoeren)[2]).

Das v der fremden Wörter wird im Anlaut meines Wissens im Sachsenlande überall wie f gesprochen: fêsper Vesper, Fàlten Valentin; im Inlaut hingegen lautet es wie w: palwer Pulver.

W.

Physiologisch betrachtet ist unser w wie das deutsche w ein doppeltes, nämlich ein labio-dentales und ein rein labiales. Jenes entspricht dem englischen w und findet sich nur in der Verbindung kw (qu geschrieben), dieses entspricht dem deutschen w ausserhalb jener Verbindung mit k:[3]) kwôl Qual, wôl Wahl.

Grammatisch steht sieben.-sächs. w für mittelhochdeutsches w, v (inlaut.) und b, für niederdeutsches w und v. Ob v mit w als phonetisch identisch zu fassen sei oder nicht, das ist eine Streitfrage, die ich hier auf sich beruhen lassen kann; nur soviel sei bemerkt, dass das inlautende mittelhochdeutsche v phonetisch kaum ein anderer Laut gewesen sein kann als unser heutiges w und dass das holländische v[4]), noch mehr aber das von den niederdeutschen Spezialgrammatikern gebrauchte v sich wenig wesentlich von unserm w unterscheiden dürfte. Nerger[5]) sagt hierüber: „Wenn neuere meklenburgische Schriftsteller . . . . das inlautende v durch das Zeichen w ausdrücken, so ist dies eine historisch nicht berechtigte Schreibweise und strenggenommen auch physiologisch nicht, da die Fricativa w weicher klingt als die weiche Spirans v.“ Die Schreibweise der meklenburgischen Schriftsteller und die Unsicherheit Nergers in der Erklärung des Unterschiedes mit Hülfe eines „streng genommen“ bestätigen meine Annahme. Ist diese richtig — und es liessen sich dafür noch manche Beweise beibringen, — so kann man kurz sagen: das siebenb.-sächs. w entspricht der weichen Spirans und weichen Explosiva des Mittelhochdeutschen, oder — was dasselbe ist — der weichen Spirans des Niederdeutschen. Demnach steht unsere Mundart in diesem Punkte auf nieder- und nicht auf hochdeutscher Lautstufe.

---

[1]) Frommann, deutsche Mundarten, V, 364.

[2]) Vrgl. Heyne, Grammatik §. 53.

[3]) Rumpelt, System der Sprachlaute. S. 55 f.; Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache S. 42 f. und 57 f.

[4]) Rumpelt, System der Sprachlaute. S. 61 f.

[5]) Grammatik des meklenburgischen Dialektes. S. 145 f.

Im Anlaut kann sowohl das freie als auch das mit ș (sch) verbundene w nur vor Vokalen stehen; hier entspricht es immer hoch- und niederdeutschem w: wëssen wissen, wëllen Wille, worzel Wurzel, wit (Blutrot) mhd. luxemb. wit Strick aus gedrehten Reisern, schwèjen schweigen. Die altdeutsche Verbindung wr ist verschwunden, für gewöhnlich fiel das w fort und r allein erhielt sich. Das Umgekehrte geschah in wuefen mhd. wase altwestfries. wraso [1]) Rasen. — Vgl. unten brëngen.

Inlautendes w entspricht:

1. gemeingermanischem w îwich ewig, lîwën Löwin, färwen, althochd. farawan färben, gèlwen vom Färben der Ostereier gebraucht, eigentl. gelb machen, vgl. mhd. gilwen zu ahd. gëlawî, mhd. gilwe gelbe Farbe, vom Adject. gëlo, gël mit der Ableitungssilbe wa gebildet. Wie in färben, gelb, so hat das Neuhochdeutsche in allen andern mit wa gebildeten Wörtern w zu b verschoben, das Siebenb.-Sächsische hat w bewahrt: schwàlwen Schwalben, uarwen Narben;

2. steht w für niederd. und mittelhochd. v. Etymologisch entspricht dieses w altem b: deiwel (doiwel), ahd. diuval, niederl. duiwel, altsächs. diubhal, lat. diabolus, griech. διάβολος, îwen Ofen, kiewer Käfer (carabus), zweiwel Zweifel. Im Neuhochdeutschen, zum Teil auch schon im Althochdeutschen ist, wie die Beispiele zeigen, das aus b gewordene v in f übergegangen. So wird wenigstens geschrieben, das Volk aber spricht im grössten Teile von Deutschland wie wir w für das betreffende f der Schriftsprache, also käwer, Zweiwel.

Wörter mit f für w (= v) sind mir aus unserer Mundart nicht bekannt, es sei denn, das man heffel Hügel hieher zählen wolle. Das Sieb.-Sächs. hätte in dem Fall von diesem Worte eine doppelte Form: heffel und hiwel (in dem Ortsnamen Gesshiwel). Vgl. mhd. hübel, altniederdeutsch huvel (Psalm. 64, 13 und 71, 3), altwestfälisch huuila (in Rammashuuila, heute Ramshövel) [2]).

Tritt dieses w in den Auslaut, so geht es natürlich in f über, also: hôf Plur. Dat. hiwen; heaf Plur. heawen Huf; wûlef Plur. Dat. welwen Wolf; graif grêf Plur. graiwen Beamter, Gutsverwalter (vgl. althochd. grâwo, niederd. mitteld. grêve).

Wie einzelne mitteldeutsche Dialekte so hat auch das Nösner. an Stelle dieses gemeinsächsischen w in einigen Wörtern die Explosiva b, so in: ober neben ower Ufer, ōben Ofen, schweibel Schwefel, știbel Stiefel;

3. steht inlautendes w wie im Nieder- und Mittelrheinfränkischen (und Niederdeutschen) für mittelhochd. b: ôwent, rheinfränk. luxemburg. owent, niederländ. avont. S. unter B.

Dass w im Auslaut und vor t und st zu f wird, wurde schon bei B besprochen. Kommt dieses f in der schnellen Rede vor ein vokalisch anlautendes Wort zu

[1]) Deutscher Sprachwart. Zeitschrift etc. II (1867) S. 103.

[2]) Förstemanns Namenbuch II, 751.

stehen, so wird w (wie jede andere Lenis) wiederhergestellt: læw-uch mech liebe auch mich.

Organisches w im Wurzelauslaut ist bis auf wenige Fälle verloren gegangen, nicht jedoch ohne zuvor den vorausgehenden Vokal umgestaltet zu haben. Man wird demnach hier nicht Synkope, sondern vokalische Auflösung des w anzunehmen haben: hân (hæn) hauen, althochd. houwan (vgl. das niederd. Praet. von diesem Worte unter F.), sich frân (fråen) sich freuen, ahd. frawjan, rea Ruhe, ahd. ruowa aber auch schon rôa, grô (griu) grau, ahd. grâ (ursprünglich grâw wie der Genitiv grâwes zeigt), giel gelb (mhd. schon gel aus gele, vgl. ahd. gelo; auch hier ging der Stamm ursprünglich auf w aus, wie durch den Genitiv gelwes bewiesen wird).

Aus- und abgeworfen ist organisches w auch in einigen andern Fällen: sester, so auch auf einem Kelch aus dem J. 1514 [1]), niederdeutsche Form (engl. sister, niederl. zuster, niederd. süster) für Schwester, täschen, am Niederrhein töschen zwischen, hântrenk Handwerk, Mettich Mittwoch, so auch 1454 [2]), zeiker ein aus Rohr geflochtener zweihenkeliger Korb. Schuller (Gedichte S. 15) irrt, wenn er nach Schmeller (bair. Wtb. IV, 222) diesem Worte eine böhmische Herkunft zuschreibt. Wie zûber auf zwipar, so ist unser zeiker auf ein zwikar zurückzuführen Dazu stimmt die Bedeutung von mhd. kar (got. kas), altniederd. bi-kar [3]) Gefäss, Behälter, Korb ganz vortrefflich.

Vor l und r im Anlaut ist w bis auf einen einzigen Fall verschwunden, in dem es sich zu b verschoben hat, ich meine: brängen ringen, niederd. niederländ. wringen, angelsächs. vringen, vgl. got. vruggô. Man könnte auch blôch Walach (siehe unter L) hieher ziehen.

Diese Verschiebung des w in b, die im Niederdeutschen, Niederrheinischen, Hennebergischen, Hessischen, Thüringischen, Schlesischen, im ungr. Bergland, also hauptsächlich in mitteldeutschen Mundarten [4]) häufig stattfindet, kommt im Sieb.-Sächs. nur vereinzelt vor. Die von Müller gesammelten „Sprachdenkmäler" haben nicht selten b für w, so lynbat Leinwand und inbendig inwendig aus dem J. 1487 (Seite 108,) Burmloch offenbar für Wurmloch aus dem J. 1357 (S. 22.) Es lässt sich hieraus schliessen, das früher b für w im Siebenb.-Sächs. weiter verbreitet gewesen sein muss als heute.

Ob den Namen Burzelânt, und Burzen (Fluss), schon 1211 terra et aqua Borza (Müller, S. 1.) ein älteres Wurz zu Grunde liegt, wie Schröer [5]) will, mag hier ununtersucht bleiben. Schröer begründet seine Annahme unter anderm auch mit der Neigung der burzenländ. Mundart b an die Stelle von w zu setzen. Tatsache ist nun allerdings, dass diese Mundart regelmässig nach s die weiche Spirans w in

---

[1]) L. Reissenberger, Bericht über kirchliche Altertümer. Siebenb.-deutsches Wochenblatt, 1873. S. 41.

[2]) Müller, d. Sprachdenkm. S. 66.

[3]) Heyne, kl. altniederd. Denkmäler. Glossar, S. 103.

[4]) Spiesz, die fränk.-henneberg. M. S. 19. Weinhold a. a. O. S. 75. Schröer, die Laute etc. S. 227.

[5]) Beitrag zu einem Wörterbuch d. d. Mundarten d. ungr. Bergl. S. 41.

die Explosiva — aber nicht in b sondern in p — verwandelt: spejen schweigen, spuerz schwarz, spiert Schwert, zpîn zweien, zpelner Zwölfer (ein Geldstück). Die beiden letzten Beispiele machen nicht eine Ausnahme von der aufgestellten Regel, denn z ist bekanntlich phonetisch gleich ts.

Nach Schröer (d. Laute S. 228.) schreibt Sixtus von Ranneberg, Bischof von Freisingen (1474—1494) sb für sw: besbärt beschwert. Auf ähnliche Formen stösst man auch in der Zips.

Offenbar war, wie hieraus ersichtlich wird, die anlautende Verbindung sp für sw weiter verbreitet, als sich heute constatiren lässt. Vielleicht kann da, wo das dialektische sp dem deutschen sw (schw) zu weichen beginnt, zugleich ein Feinerwerden des Gehörsinnes nachgewiesen werden.

Oder sollte nicht eine gewisse Rohheit des Ohres das in Rede stehende sp geschaffen haben? Für ein „hartes Ohr“ war die Abstufung zwischen den unmittelbar auf einander folgenden Spiranten s und w zu gering, es verlangte eine grössere physikalische Verschiedenheit und dieser Forderung trug die Sprache Rechnung, indem sie an die Stelle der weichen Spirans w die homorgane Explosiva setzte. Ob Explosiva fortis oder lenis zu wählen sei, darüber entschied s, das als Spirans fortis nach dem Gesetz der homogenen Anähnlichung Explosiva fortis, also p verlangen musste.

Über m für w wurde unter M. das Nötige gesagt.

2. Dentale.

Die dentalen Lautverhältnisse sind für die Bestimmung unseres Dialektes von besonderer Wichtigkeit, es wird deshalb nötig sein, auf die dentalen Laute etwas näher einzugehen als auf die der andern Artikulationsgebiete.

D.

Die weiche Dentalexplosiva des Siebenb.-Sächs. entspricht niederd. d, also got. d und þ, neuhochd. d und t. Unser Dialekt ist demnach wie das Niederrheinfränkische an dieser Stelle im Wesentlichen auf der niederdeutschen Lautstufe stehen geblieben.

Das d im Siebenb.-Sächs. hat historisch betrachtet einen doppelten Ursprung. Es entspricht

1. germanisch-niederdeutschem d, an dessen Stelle das Hochdeutsche t hat treten lassen. Das Rheinfränkische hat ebenfalls das alte d bewahrt [1]). Einige Beispiele mögen das Gesagte bestätigen:

Anlaut. dåχ, niederd. (niederländ.) dag, altrheinfränk. (Isidor.) dag, mhd. tac Tag; dît, altrheinfr. dôdh Tod; duchter Tochter, dirpel, niederländ. dorpel, achen. dölper Türpfahl.

[1]) A Holtzmann, altd. Gramm. I, 1. S. 284 ff.

Inlaut. angden, got. undar, altrheinfränk. (Isidor) undar, hochd. unter; bæden bieten, rôden raten; aus dem Jahre 1309 ist Godescalus (für Godescalcus) aber auch Gotscalcus bezeugt [1]).

Das d des siebenb.-sächs. Dialektes entspricht

2. dem nieder- und hochdeutschen d, also dem sogenannten jüngeren, aus got. þ (th) entstandenen d: dànk Dank, dorf Dorf, deisem, angelsächs. thæsma, niederländ. deessem, mhd. deisme. Inlaut. ladden laden, gnêdich gnädig, schnegden (schneḍen) schneiden.

Durch die fast uneingeschränkte Fortdauer der germanisch-niederdeutschen Explosiva lenis (d) ist der siebenb.-sächs. Dialekt dem Niederdeutschen viel näher gerückt als dem Hochdeutschen. Eine uneingeschränkte ist diese Fortdauer freilich nicht und gerade dadurch wird die Abkunft unseres Dialektes näher bestimmt. Man spricht heute wenigstens allgemein: fôter, motter, dretter, têdigen und nicht wie man der Grundregel nach erwarten sollte: fôder oder fadder, modder, dredder, dêdigen (vgl. niederl. verdêdigen). Es ist interessant, dass der altfränkische Isidor gerade in denselben Wörtern t für altes d schreibt, [2]) in welchem auch das Siebenb.-Sächs. diese Verschiebung hat eintreten lassen.

Die Schwankungen zwischen d und t zeigen deutlich, wie schwer es der hochdeutschen Form geworden ist auf niederd. Sprachgebiete festen Fuss zu fassen. Wie unser fôter auf hochd. Vater, so weist gefadder (nur noch von weiblichen Taufzeugen gebraucht) auf niederd. vadder hin. Demselben Schwanken begegnet man auch in solchen altdeutschen Literaturdenkmälern, die wie die Gedichte Bertholds von Holle in ihrer Sprache mehr dem Niederdeutschen als dem Hochdeutschen sich zuneigen [3]). Die Fremdwörter behalten — so auch bei Berthold von Holle — die fremde Explosiva fortis (t), welche im Niederdeutschen, zuweilen auch im Hochdeutschen in d verschoben wurde: kæten (catena), altfries. keda Kette, nôter Natter got. nadrs (natrix), tôst Dachs (mittellat. taxus).

In einigen Wörtern steht für hoch- und niederd. d (= got. þ) die Fortis t: t^{e}a du (die übrigen Casus haben d), terfen dürfen, treisich dreissig (aber drå drei). In den beiden letzten Wörtern ist altes th auch im Schwedischen und Dänischen in t und nicht in d übergegangen (tarfa und tarve, tredive).

Wie das freistehende so entspricht auch das consonantische gebundene d entweder germanisch-niederdeutschem d oder th (þ).

dr steht nur im Anlaut: drôn tragen, drenken trinken, — altem thr entsprechend: drêschen dreschen, drå drei.

---

[1]) Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 9.

[2]) Müllenhof und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. Vorrede XIX. Holtzmann, altd. Gramm. S. 291.

[3]) Bartsch, Berthold von Holle. S. LXI f.

Im Inlaut (Wurzelauslaut) verbindet sich d mit vorausgehendem l, r, n.

ld: fälden selten, älder älter, gelden gelten, hier für altes ld; für altes lth: fålden falten, g°aldich golden; lt für altes ld ist selten: mûlterhûf Maulwurfshügel (S. unter L.).

rd macht eine Ausnahme von den andern Verbindungen des d, indem es nur für altes rth steht; altes rd wird wie im Hochdeutschen fast durchweg zu rt. Dieses Schwanken zwischen d und t erstreckt sich im Hochdeutschen (Mittelhochdeutschen) auch auf die andern Verbindungen des d, während z. B. im Mittelniederländischen d auch in der Verbindung mit r für älteres d und th steht. Also auch hier tritt die Halbschlächtigkeit unseres Dialektes klärlich hervor. Beispiele für rd = rth: ferder mhd. vürder weiter nach vorn, werden, ¹erdän irden; für rd = altem rd lassen sich aus dem Hochdeutschen keine Beispiele beibringen, wohl aber einige aus dem Siebenb.-Sächsichen, aus dem Niederrheinfränkischen und andern Übergangsdialekten (wôrden warten) doch ist rt für altes rd viel häufiger auch in unseren Mundarten: buirten ein mehr als handbreiter Kopfputz der sächsischen Bauernmädchen, [1]) vgl. mhd. borte und bort, got. baurd; (franz. engl. border einfassen, abgeleit. franz. bordele Hüttchen, zigeun. burdé Baracke) wirter Wörter, hart härter.

nd entspricht wieder hochdeutschem nt und nd also niederd. nd, demnach german.-niederd. nd und nth: hengder hinter, got. hindar, angder unter; — fengden finden, got. finthan, ånder anderer. Ein Schwanken zwischen nd und nt findet im Siebenb.-Sächs. eben so wenig statt als im Niederrheinfränkischen.

Gemination des d, die das Hochdeutsche wie die jeder anderen Lenis meidet, findet häufig statt. [2]) Sie ist entstanden wie in den niederd. und vielen mitteld. Mundarten entweder aus altem dj oder durch Assimilirung eines reinen Consonanten an d oder auch lediglich zum Schutze des kurzen Vokals: bidden got. bidjan bitten, schidden ahd. [scutjan] scuttan schütten, hadden hatten (durch Assimilation aus bd) wedder, mitteld. widder wieder, geridden geritten.

Bisher war nur von an- und inlautendem d die Rede; dass im Gegensatz zu der das etymologische Princip beobachtenden deutschen Orthographie eine Lenis, also auch d im Auslaut nicht stehen kann, d demnach zu t werden muss, ist schon bemerkt worden.

Aber auch noch in einigen andern Fällen wird d zu t. Für gewöhnlich werden in den Grammatiken die Consonanten aufgezählt, nach oder vor welchen organisches d

¹) Vgl. Schröer, Beitrag zu einem Wtb. d. d. Mundarten im ungr. Bergl. S. 38.

²) Roth sagt (Vereinsarchiv N. F. XI, 13): „Gemination des d wäre berechtigt nur in bidden precari, durch Assimilation aus grunddeutschem bidjan. Eine genaue Bezeichnung der Länge durch den Circumflex macht die häufige Verwendung der Gemination zur Bezeichnung vokalischer Kürzen überflüssig“, Seine Ansicht über das Wesen der Gemination wäre demnach eine andere als die meine, die ich oben kurz entwickelt habe. Ich habe keinen Grund meine Ansicht aufzugeben.

in t übergeht, ohne dass ein Grund dieses Wechsels angegeben werde. Eine solche allgemeine Angabe ist aber da, wo es sich wie hier um ein bestimmtes Gesetz handelt, nicht statthaft. Es wurde schon einmal darauf hingewiesen, dass die lebendige Sprache in ihrem Streben nach physischer Erleichterung des Sprechens Fortis und Lenis neben einander nicht dulde. Die stärkere Fortis zwingt die schwächere Lenis sich ihr homogen anzuähnlichen, d. h. auch Fortis zu werden. Dass diese Anähnlichung sehr oft stattfinden muss, ist bei dem häufigen Zusammentreffen eines d mit irgend einer Fortis natürlich: Dunesterf, schon 1343 Donestorf,[1]) zàpten zupften (-ten für -den), mosten mussten. Sehr häufig assimilirt sich auslautendes t der Verbalflexionen das organische d des Inlautes nach Elidirung des stummen e: è schitt für schiddet schüttet, tè bitst für biddest bittest; gemålt gemeldet. Näheres über diese im Sieb.-Sächs. stark verbreitete Erscheinung hat die Flexionslehre zu berichten.

Homogene Anähnlichung findet auch dann statt, wenn die anlautende Lenis bei Inklination mit einer Fortis im Auslaut des voraufgehenden Wortes zusammentrifft: sek ter suche dir, los tich lass dich, gef tem breader gib dem Bruder, è nit terfun er nimmt davon.

Merkwürdig ist der Übergang des d in r. Inlautendes d (dd) wird nach kurzem Vokal vor den Silben el, eln, elt in der schässburger Mundart regelmässig, in der nösner häufig, nicht selten auch in den übrigen Mundarten des siebenbürgischen Sachsenlandes zu r: schèrlen für scheddeln schütteln, knärl Knödel, farl Sattel, zärl Zettel, bärlen betteln, hurlen hudeln, fèrlbujen Fiedelbogen, märlt für meddelt Mitte. Die hermannst. und andere Stadtmundarten und unter dem Einflusse derselben auch einige Dorfsmundarten haben d (dd) beibehalten, also: knedel beddeln u. s. w.

Möglich wurde dieser Übergang des d in r gemacht durch die natürliche Verwandtschaft der beiden Laute, welche den Wechsel zwischen ihnen auch im Altlateinischen und Umbrischen erklärt (arbiter für adbitere, meridies für medidies); begünstigt wurde die Vertauschung durch das mit dem tiefen Timbre gesprochene l der Nachsilbe. Diese Verschiebung des d in r hat sich natürlich nur allmählich vollzogen. Eine Übergangsstufe in der Geschichte dieses r dürfte das meklenburgische d vor e, er, ern, ert bilden, das Einigen mehr wie r, Anderen mehr wie d klingt.[2])

Verbreiteter als die eben besprochene Erscheinung ist der Übergang des d in r in der inlautenden Verbindung rd. Der Grund dieser Assimilation des d an r liegt auch hier einmal in der Verwandtschaft der beiden Laute, dann aber auch in der Neigung des Siebenb.-Sächsischen durch die Angleichung oder Anähnlichung heterorganer und heterogener Laute das Sprechen physisch zu erleichtern. Als Beispiele seien angeführt: werren werden, ˡeren Fussboden, åntferren für äntferden antworten

[1]) Fr. Müller, d. Sprachdenkm., S. 15.

[2]) Nerger, Grammat. d. meklenb. Dialektes §. 193.

îrenklich und **îrnenk** ordentlich und Ordnung. Diese Assimilation ist auch andern, — oberd. niederd. und mitteld. — Mundarten bekannt. [1])

Über die Assimilation des d an n in der inlautenden Verbindung nd siehe unter N.

Im heutigen Rheinfränkischen hat sich d in der Verbindung ld häufiger an l assimilirt als dies im Gemeinsächsischen geschieht, wo Schwund des d nur in **wûl** (**woul**) wollte, Plur. wûlen (woulen) und **sûl** (**soul**) sollte, Plur. sûlen (soulen). Die niederrheinischen Mundarten haben d in beiden Verben gleichfalls eingebüsst: **woul waul** woulen, saul säul **saus** (sollst) [2]). Vgl. hiezu was unter L über die vokalische Auflösung des l gesagt wurde. In der nösner Mundart ist das mit l verbundene d häufiger verloren gegangen als in den übrigen deutschen Mundarten Siebenbürgens: **hâl^{e}n** halten, **ṣpâl^{e}n** spalten, **kâl^{e}n** neben **kâld^{e}n** Kälte, **schâlen** schelten, **mâl^{e}n** mahlten. Am natürlichsten ist es hier Assimilation des d an l anzunehmen, wogegen die Länge des Vokales nicht streitet.

Unorganisches d ist aus euphonischen Gründen eingeschoben in **fèindeln** Fahne, schweiz. **fändli** neuniederl. **vaandel**, luxemburg. **vuondel**, vgl. nhd. Fähndrich neben Fähnrich; **eñgden** immer (zu mhd. iener, iender, inder) ungr. Bergl. **inda**, **rèndlich** neben **rènlich** reinlich, **wun-d-er** neben **wunner** wenn ihr, schles. **wenter**, nösn. **donder** Donner, niederl. **donder**, dän. **dunder**.

An dieser Stelle will ich auch das auslautende t einiger Substantiva behandeln, weil dieses organischem d entspricht. Nicht in die Klasse der epenthetischen Laute, wie man häufig lesen kann, gehört das auslautende t in Substantiven wie **grèst** Grösse u. s. w.; es ist vielmehr als der Rest der Bildungssilbe —**de**, — **te** (niederd.—**de**, — **te**, ahd. — **ida**, got. — **iþa**) zu betrachten. Das e wurde als stummer Vokal im Auslaut abgeworfen, wornach dann d in t überging: **stèrkt**, urkundl. aus d. J. 1488 **sterkte** [3]) neunied. **stärkde** Stärke, **lènkt**, neuniederd. **längde**, Karlmeinet (315, 52) **lengete**, **dèkt**, niederd. **dickde** Dicke, **nêt** althochd. **nâhida** mitteld. **nêde** Nähe, **læft** Liebe. Ob das unorganische t im Auslaut von **kempelt** Tümpel, Pfuhl, tiefe Flussstelle (mittelrhein. **kümpel**), von **tôst** Dachs u. s. w. nach der Analogie des aus der Bildungssilbe — **de** bewahrten t angetreten ist oder ob es einen anderen Grund hat, will ich nicht entscheiden.

Über ḑ siehe unter J.

Charakteristisch ist für die weiche Dentalexplosiva, dass sie im Verhältnis zu den homogenen Lauten der andern Artikulationsgebiete, also im Verhältnis zu b und g im Inlaut auffallend wenige Veränderungen erleidet, höchst selten geht sie in einen andern Laut über, nicht oft assimiliert sie sich einem l oder r und niemals wird sie synkopirt.

---

[1]) Frommann, d. Mundarten II, 95, 25); II, 91, 30). Nerger, Grammat. §. 193. Schröer, Laute d. d. M. im ungr. Bergl., S. 199.

[2]) J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 394; 412; 413; 414; 423; 429; 439.

[3]) Fr. Müller, d. Sprachdenkm., S. 117.

T.

Das t im Siebenb.-Sächsischen ist nach seiner Herkunft ein dreifaches. Es entspricht einmal altem d, dann altem th und endlich auch altem t. Da die beiden ersten unter D schon besprochen worden sind, so kann hier nur noch das letztere in Betracht kommen. Wie das gemeingermanischem d und th entsprechende t nur in sehr beschränktem Umfange auftritt, so steht auch das gemeingermanischem t entsprechende t fast nur ausnahmsweise. Das Sieben.-Sächs. teilt mit dem Hochdeutschen die Verschiebung des t in z und s (z, ss, ß. s.) und nur in einigen wenigen Fällen ist die Verschiebung nicht durchgedrungen.

Wo das Hochdeutsche unverschobenes t bewahrt hat, da hat es auch das Sieb.-Sächs. getan, also in den Verbindungen tr, st, cht, ft und in den Fremdwörtern: tr^ie^den treten, ș t a r k, l å s t Last, d u c h t e r Tochter, l å f t Luft, t u r r e n Turm t i t e l Titel. Hieher gehören auch b e t t e r bitter (altnord. bitr) l e o k t e r (loţer) lauter (got. h l u t r s) w e n k t e r Winter (got. vintrus), f l ë t t e r n heimlich lachen (altnord. f l a t r) denn in allen hat ehedem die vokallose Verbindung t r bestanden. [1])

Bis dahin stimmt unser Dialekt mit dem Hochdeutschen überein, er unterscheidet sich aber von diesem und gesellt sich mit dem Niederrheinfränkischen zum Niederdeutschen darin, dass er altes t unverschoben beibehält in den pronominalen und adjektivischen Neutralendungen und in einigen andern Einzelfällen: d å t das, d å t dass, d è t dieses, w å t was, è t es, î n t eins, g e n t jenes, å n d e r t anders, w è l t welches, h î s c h e t hübsches, l æ w e t liebes, å l t (gewöhnlich in der Verbindung è i s t: å l t e i s t) zuweilen. [2]) Wie im Niederrheinfränkischen, mit welchem das Siebenb.-Säch. hier in überraschender Weise zusammentrifft, [3]) hat sich altes t auch in t ë s c h e n zwischen (bei Müller S. 117 aus dem Jahre 1488 t y s c h e n) erhalten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das siebenb.-sächs. Wörterbuch noch einige andere Beispiele bringen wird, in denen sich altes t unverschoben erhalten hat, wie z. B. in p r o t l e n murren, zanken (ostfries. p r ö t t e l n, oberdeutsch p r o t z e l n.) [4]) Ohne Zweifel war vor Zeiten das niederdeutsche t in unserm Dialekt häufiger als heute, dafür spricht das aus dem Jahre 1490 bezeugte b e t w i n g e n [5]) bezwingen, dann vielleicht auch K e t l e r (wohl Kessler) aus dem Jahre 1489 bei Müller S. 121. Besässen wir wirkliche sieben.-sächs. Sprachdenkmäler aus früheren Perioden, so würden wir in der Geschichte unseres Dialektes genau derselben Erscheinung begegnen, welche in der kölnischen Mundart nachgewiesen ist. „Eine Vergleichung der heutigen köl-

---

[1]) Müllenhoff und Scheerer, Denkmäler. Vorrede XIX. Holtzmann, altdeutsche Gramm. S. 290.

[2]) Dies å l t entspricht dem namentlich in mitteld. Mundarten häufigen a l s, das eine Kürzung ist von a l l e s mhd. allez. S. deutsches Wörterbuch I, 246 f. Zu vgl. wird auch sein das niederrhein. a l l e t.

[3]) Vgl. Braune, Untersuchungen über Heinrich von Veldeke. Zeitschrift f. deutsche Philologie. IV, 287.

[4]) Frommann, deutsche Mundarten IV, 129, 26).

[5]) Müller, a. a. O. S. 122, vgl. Crescentia 11, 3) t w i n g e n, Kaiserchronik 5131 b t w u n g e n; vgl. auch Schiller und Lübben, mittelniederd. Wörterbuch (1873) I, 179.

nischen Mundart mit dem kölnischen Schriftdeutsch des zwölften und dreizehnten Jhs. wird auch hier das allmähliche Zurückweichen des Niederdeutschen bestätigen.“ [1]) Mehr hierüber unter Z.

Geminirtes t ist nicht häufig: better bitter, dretter dritter, flettern heimlich lachen und Subst. gefletter, bei Jeroschin 7884 gevlitter, mhd. flittern.

Über die Verbindungen tr, st, ft, cht ist schon gesprochen worden. Die Verbindung tw findet sich heute nicht mehr, aus älterer Zeit ist sie durch das angeführte twingen belegt. Über ts wird unter Z das Nötige gesagt werden. Häufig ist tsch, das entweder aus ursprünglichem ts oder durch Composition und Contraktion entstanden ist; glëtshen gleiten, hintschen Handschuhe, niederrheinfr. (Repgauische Chronik) honschen, âtschert (atsch) Flurname [2]), zu got. atisks oder atisk(?), mhd. ezesch zusamm. gez. esch Flur, Saatfeld; mutschken Füllen, ungr. Bergl. muitschchen. S. unter K.

Beispiele für die Verbindungen lt, rt, nt finden sich unter L, R, N und D.

Sehr häufig tritt Schwund des in- und auslautenden t ein. Inlautende Dentalis fällt weg vor flexivischem —t und —st: mâcht machtet, bit bittet, åntwert, häufiger åntfert (urkundlich aus der Mitte des 16. Jhds. antwert) [3]) rieten (urkundlich retten) [3]) redeten, hæst hättest, wâst wusstet. Im Mittelhochdeutschen, Mittelniederländischen [4]), im Rheinfränkischen, Schlesischen, [5]) Luxemburgischen [6]) ist dieselbe Erscheinung ausgebildet. Grimm erklärt sich dieselbe, indem er Ausfall des inlautenden t und d vor dem t der Flexion mit Synkope des zwischenliegenden tonlosen e annimmt [7]); Weinhold hingegen behauptet Abfall des auslautenden —et der Flexion. Ich halte dafür, dass die inlautende Dentalis vor st nach Ausstossung des tonlosen e synkopirt worden sei, wofür Formen wie hæst hättest sprechen, in dem anderen Falle aber, also vor dem flexivischen —et ist zunächst durch Ausscheidung des tonlosen e Contraktion eingetreten (also geschmidt für geschmiedet, geschâdt für geschadet, ritt für rittet); ging der Flexionsendung d voran, so assimilirte sich dieses dem unmittelbar an dasselbe herangetretenen t der Flexion.

Die Richtigkeit dieser Annahme beweisen Formen wie wâst wusstet. Da nun aber die Gemination im Auslaut von phonetischem Standpunkt betrachtet unmöglich ist, so fällt das eine t ab. So erklärt sich auch warum der Stammvocal — wenigstens im Sieb.-Sächs. — seine ursprüngliche Quantität auch nach der erfolgten Contraktion beibehält: schâden geschât schaden geschadet, r^{i}eden ger^{i}et reden geredet, bidden bit bitten bittet.

[1]) Müllenhoff und Scherer, Denkm. Vorrede XV.
[2]) Schuller, S. S. Eigennamen von Land und Wasser. Vereinsarchiv N. F. VI, 343.
[3]) Fr. Müller, deutsche Sprachdenkmäler, S. 188.
[4]) Grimm, Gramm. I, 894 (975).
[5]) Weinhold, über d. Dialektforsch. S. 78
[6]) Klein, die Spr. d. Luxemburger, S. 28.
[7]) Grimm, Gramm. I, 345 (409) und 894 (975).

Synkope erleidet die dentale Explosiva häufig auch nach n und r: k᷒uner, bair. ganter und gantner, ungr. Bergl. gantner der den Fässern untergelegte Balken, ᷒erper Erdbeere, hemper Himbeere, mhd. hintbere. S. unter M.

Auch das zwischen Spirans und Labialis stehende t wird ausgestossen: kosber, köln. kosber[1]) kostbar, áχber achtbar, (niederd. häufig ebenfalls ohne Dentalis.)

In brelleft, mhd. brûtlouft, altnord. brullaup[2]) hat sich die Dentalis dem l assimilirt.

Apokopirt wird t in fu᷒snich, mhd. vasnacht Tag vor den grossen Fasten, dann nösn. in muerk Markt.

Erwähnt sei nur, weil es streng genommen in das Capitel von der Flexionslehre gehört, dass das Siebenb.-Sächs. wie das Niederländische und Niederrheinische[3]) das schon im Mittelhochdeutschen angesetzte t in der II. Pers. Sing. nicht angenommen hat: tè bös du bist, te sès du siehst[4]). Der Analogie zu Liebe ist t apokopirt in äs ist.

Wie d so wird auch t in gewissen Fällen euphonisch eingeschoben. Dieses epenthetische t tritt ein zwischen Vokal, Halbvokal und Consonant, zwischen Halbvokal und Nasal, zwischen Nasal und Spirans fortis, also niemals zwischen zwei harte (tonlose) Consonannten: dertaus draussen, (mhd. dar ûze) dertif drüben, nêstel Nessel, dann wie im Mhd. in meńenthâlwen, mhd. mînenthalben meinetwegen, u. s. w., aber ânderhâlf mhd. anderhalp anderthalb. Regelmässig wird t eingeschoben zwischen l, n, m und nachfolgendes sch und ch: mentsch Mensch, wentsch Wunsch, fåltsch falsch, sintchen Söhnchen, Trentchen Kathrinchen, hintch Honig, fáltchen Veilchen, daltchen Demmin. von Tal, fijeltchen Vögelein, blemtchen, Blümchen für häufigeres blemptchen. Derselben Erscheinung begegnen wir in vielen andern deutschen Dialekten, so im Luxemburgischen[5]), im Schlesischen[6]), ungr. Bergland[7]). Unser Dialekt findet sich hier in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Neuniederländischen. Vgl. neuniederl. vogeltje, s. s. fijeltchen, nnld. stentje, s. s. stintchen Steinchen, nndl. bômtje, s. s. bimtchen Bäumchen.[8]) S. auch unter Z.

Die Erklärnng dieses unorganischen t macht vom physiologischen Standpunkte aus angesehen keine Schwierigkeiten.

Das vom Mittelhochd. und Neuhochd. an die Substantiv-Bildungssilbe —schaf angesetzte t fehlt im Siebenb.-Sächs. geseltschef Gesellschaft, urkundlich aus dem

---

[1]) Firmenich, a. a. O. S. 450.

[2]) Vgl. J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer (1854) S. 434.

[3]) Grimm, Gramm. I, 898 (979). Braune, a. a. O. S. 300. Weismann, Alexander, zu 2731. Schade, Crescentia, 22. Schade, geistliche Gedichte des XIV. und XV Jhds. vom Niederrhein. S. 244. Firmenich, 437; 464.

[4]) Vgl. Roth, a. a. O. Vereinsarchiv N. F. XI. S. 28 f.

[5]) Hansen, het Luxemburgsch (De Toekomst. 1867. S. 99): „ch klinkt als dch of tch in verkleinwoorden, hierin met het nd. overeenkommende: männchen (mannetjen) — spr. männtchen."

[6]) Weinhold, a. a. O., S. 82.

[7]) Schröer, Laute. S. 224.

[8]) Grimm, Gramm. I, 457 (536).

J. 1532 rechenschaf.[1]) Auch das Niederrheinische und Mitteldeutsche haben t nicht angenommen.[2])

Über ṭ nach altem î und û (wèṭ Weide, broṭ Braut) s. unter J.

Z.

Der mit z bezeichnete Laut ist bekanntlich ein consonantischer Diphthong und sollte als solcher richtiger ts geschrieben werden, wie dies z. B. die niederländische Orthographie tut.

Das germanisch-niederd. t hat sich, wie schon bemerkt werde, im Sieb.-Sächs. nur in wenigen Fällen erhalten, welche unter T aufgezählt worden sind, in der Regel steht dafür wie im Neuhochdeutschen z oder s (ss, s). Für die Entstehungsgeschichte dieser Laute findet sich hier kein Platz, man vergleiche Rumpelt, deutsche Grammatik §§ 27 und 142, Rumpelt, System der Sprachlaute §§ 22 und 23 und Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache S. 27 f., 47 f und andere Stellen.

In aller Kürze will ich die Fälle angeben, in welchen unser Dialekt z hat für germ.-niederd. t:

1. Im Anlaut immer mit Ausnahme von teschen zwischen und der Verbindung tr und st: zaňg, got. tuggô Zunge, zânt niederländ. tant Zahn, zèms, niederländ. tems Mehlsieb, zwèlef zwölf, zwëngen zwingen, vgl. twingen unter T.

2. Im In- und Auslaut:

a) nach Consonanten mit Ausnahme der unter T aufgezählten Fälle: hûlz Holz, herz Herz, hirz (hirzkea) mhd. hirz, got. hairut Hirsch, plânz Kohlsetzling, holländ. plant von lat. planta.

b) nach Vokalen

α) für german.-niederd. tt oder tj: sezzen sitzen, wæzen wetzen (altnord. hvetja) eilezzich ahd. einluzzi einzeln.

β) für germ.-niederd. t: glizzern, altniederrhein. glîzen[3]), altsächs. glîtan glänzen, gleissen, flîzen, ä-flîzen ein-flössen, niederd. flöten, flîz Floss, frêzen füttern, fressen, frôz Fütterung, Frass, und âzen unterwegs füttern, (vgl. got. fra-itan,) hèrnz Hirschkäfer (Lucanus cervus) zu ahd. hornuz, angelsächs. hyrnat Horniss.

Im Neuhochdeutschen erscheint an Stelle des einfachen, consonantisch ungebundenen t fast ausnahmslos das sogenannte scharfe s (sz, ß, ss.) Unser Dialekt folgt dem Hochdeutschen in den weitaus meisten Fällen (s. unter S.), aber eben nur in den meisten, nicht in allen. Denn

---

[1]) Müller, a. a O. S. 121.

[2]) Bartsch, über Karlm. S. 238. Reissenberger, a. a. O. 29 f.

[3]) Karlmeinet 247, 68; 427, 1.

1) ist, wie aus den angeführten, leicht zu vermehrenden Beispielen ersichtlich wird, der Affrikationsprocess weniger oft als im Neuhochdeutschen bis zu s vorgedrungen, sondern häufig bei der Affrikata ts (z) stehen geblieben,

2) hat sich in den Neutralenduugen der Pronomina und Adjektiva das niederdeutsche t erhalten. Beispiele unter T.

Wir haben es hier allerdings nur mit den Ausnahmen einer Grundregel zu tun, aber es sind dies Ausnahmen, die für die Bestimmung des Siebenb.-Sächs. von hoher Bedeutung sind. Das die ursprüngliche Heimat unserer Mundart in den nördlichen Grenzgebieten der hochdeutschen Verschiebung lag, dafür zeugt mir auch der Umstand, dass der Affrikationsprocess auch da, wo er wirklich eintrat, oft mitten auf dem Wege, bei der Affrikata steken blieb, während er im Hochdeutschen bis zur Spirans fortschritt.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Reste des niederdeutschen t. Das Fortbestehen des t in den Neutralendungen des Pronom. und Adject. bildet ein charakteristisches Kennzeichen unseres Dialektes. Dieses flexivische t entzog sich der Verschiebung des stammhaften t wohl dadurch, dass es sich der Analogie der zahlreichen andern flexivischen t (z. B. beim Verbum) anschloss und et (t) den Schein einer Flexionsendung annahm. Es wäre falsch, wollte man die Formen dat, wat, et, gent jenes, welt welches u. s. w. für spätere Eindringlinge aus dem Niederdeutschen erklären, sie gehören vielmehr zu jenen ureingeborenen Formen, die sich der aus dem Süden immer tiefer in das niederdeutsche Sprachgebiet vordringenden Lautverschiebung zu entziehen wussten. Im Mittelniederländ. und Niederrhein. haben das t die Pronomina dat, wat, dit (det) it (et). Die Adjectiva haben sich in den beiden genannten Mundarten dieser Analogie nicht unterzogen, „doch ist ein schwacher Anfang dazu vorhanden und zwar bei zwei pronominalen Adjektiven," bei ghent und allet.[1] Über das interessante t im Neutrum der stark flektirten Adjektive wird die Flexionslehre weiteres zu sagen haben.

Es wurde schon einigemal bemerkt, dass zwischen Nasal und Halbvokal einerseits und tönende Spirans andererseits gern die entsprechende Explosiva eingeschoben wird. Kommt s (ſ) hinter n oder l zn stehen, so tritt regelmässig epenthetisches t zwischen die heterogenen Laute. Hiedurch erhält das aus altem t entstandene z (ts) einen nicht unbedeutenden Zuwachs. Derselben Erscheinung begegnet man auch in andern, nieder- und oderdeutschen Mundarten. Nun einige Beispiele: ålz (alts) als, hålz Hals, fᵉalzendorf Felsendorf, fênz Sense, fênzewurf „Sensenworb", nordböhm. sanzenworf, monzloţ (Malmkrog) Mannsleute, Männer, im Singul. monzenem Mann, „Mannsbild."

In lånzem langsam und schilzen schielen ist die Gutturalis vor s geschwunden und an ihre Stelle nach der eben entwickelten Regel t getreten. Es wurde also låntsem aus lancsam und schiltsen aus schilksen (nösn. und an der

[1]) Braune, a. a. O. S. 295 f.

Eifel) zu mhd. schilhen. Dieser Process lässt sich noch durch manches andere Beispiel belegen.

Aus phonetischen Gründen tritt epenthetisches t auch zwischen harte Explosiva und s: hopzen hüpfen, ṣpeoktsen (ṣpeokzen spucken für ṣpeok-sen,) wo sen die bekannte Verbal-Ableitungssilbe ist.

Nicht selten geht z in tsch über: kortsch neben kurz kurz, petschen zwicken, ungr. Bergl. petschen, mhd. pfetzen, vgl. mittellat. petium, petia; nösn. watsch-stein Wetzstein, vgl. schles. watschen (?), nösn. tschingeln, gemeinsächs. zingeln klingeln, burzenl. matschen gemeinsäch. màzen küssen, kutschen bedecken, zudecken, (wenn die Ableitung von kôzen, kiuzen mhd. kotze zottiges Wolkenzeug, Decke richtig ist). Dieser Übergang von z in tsch ist auch andern Dialekten bekannt, so dem bairischen und schlesischen. [1]) Die Erklärung desselben ist einfach, sobald man sich erinnert, dass z phonetisch gleich ts ist. Die Spirans s wurde zu sch, wie das auch in andern Fällen häufig geschah, so z. B. in der Verbalableitung — ṣen nach wurzelauslautendem t: glätschen gleiten. S. unter Sch.

S.

Um nicht misverstanden zu werden, wiederhole ich, dass ich mit s jenen Laut bezeichne, für welchen die deutsche Ortographie sz (ß), ss, s (anmaszen, Masz, Fasz, fassen, das) gebraucht; mit ſ bezeichne ich die weiche Dentalspirans, wie sie im Deutschen vor Vokalen (Sand, Rose) gesprochen wird.

Geschichtlich betrachtet ist die dentale Spirans wie im Hochdeutschen eine doppelte, einmal entspricht sie german.-niederd. t und dann gemeingermanischem s. Das erstere (gleich german.-niederd. t) ist regelmässig Spirans fortis (s) und steht nie im Anlaut: wàsser Wasser, riusen, mhd. râz, mittelniederl. rât Honigwabe, straus, Plur. ṣtrois, fränk. — henneb. straus, Plur. strois, niederd. strut Blumenstrauss, pôsen pfropfen, niederd. poten pflanzen. Eine Ausnahme macht ëmmêſen, mhd. imbîzen Malzeit halten, wo ſ german.-niederd. t entspricht.

Die gemeingerman. s entsprechende Spirans tritt als Spirans fortis und lenis auf. Da die Aussprache der Dentalspirans in den deutschen Mundarten eine merkwürdig verschiedene ist, so wird es nicht überflüssig sein, die Fälle genau zu bestimmen, in welchen das Siebenb.-Sächs. s und in welchen es ſ hat.

Im Anlaut hat sich die alveolare Spirans nur noch vor Vokalen erhalten und wird hier wie im Norden Deutschlands und in Holland (im Süden Deutschlands gilt s) [2]) weich (ſ) gesprochen: ſäs (mhd. sus) sonst, ſiwen sieben, ſêjen Segen, ſëlwer Silber, ſester Schwester. Die Fremdwörter machen eine Ausnahme, indem sie immer Spirans fortis behalten: Simeon, sacrament.

[1]) Weinhold a. a. O. S. 79.

[2]) Rumpelt, deutsche Grammatik. S. 289.

Im Inlaut findet sich ſ nur zwischen Vokalen: hôſen Hase, rîſen Rosen, fræſen frieren, nîſeln näselen. Nach und vor Consonanten steht immer s. Folgt s auf n oder l, so wird dazwischen entweder t einheschoben oder n synkopirt. (S. unter T und N). In unmittelbare Verbindung mit l tritt ſ meines Wissens nur in pelſen, häufiger aber peldſen Pflaumen.

Die alveolare Dentalspirans verträgt im Siebenb.-Sächs. nur im In- und Auslaut die Verbindung mit t und p: bràst Brust, fàsten fasten, gewàst gewusst, hàspel Haspel, wespelz Mistel, pèspern flüstern. In allen anlautenden Verbindungen und nach r wird s zu sch. S unter Sch.

Im Auslaut kann ſ natürlich eben so wenig stehen als irgend eine andere Lenis.

Gemination hat häufig statt; sie ist enstanden entweder durch Assimilation oder lediglich zum Schutz der Vokalkürze. Fast regelmässig gleicht sich ch in niederdeutscher Weise an folgendes s an: bissen Büchsen, wôssen wachsen, îssen Ochsen. Andere Beispiele für geminirtes s: flessen fliessen, wàsser Wasser, gewëssen Gewissen, lossen lassen.

In dèr dieser hat das organische s wie im mhd. dirre sich dem flexivischen r assimilirt.

Über den Wechsel zwischen r und s vgl. unter R.

Wie im Niederrheinischen, Fränk.-Hennebergischen, Luxemburgischen, im ungr. Bergl., so wird auch im Siebenb.-Sächs. das anlautende s fremder Wörter häufig zu z: zalaut (nösn. zelåt,) fränk.-henneb. zelôt, luxemb. zalot, franz. salade Salat; zeller Sellerie, zàbjen, nösn. zuebich, Elberfeld. zabel,[1]) Zår, Zir Sara, Zåkel Sekler, magyar. székely.

Anmerken will ich noch, dass in einigen Dorfsmundarten nach nt euphonisches s eingeschoben wird, so in dem Worte entweder, das in Malmkrog und sonst entswäder lautet.

Sch.

Die Ansichten der Phonetiker über die Natur dieses Lautes stimmen bis noch mit einander nicht überein. Mir ist es unmöglich mich mit jener Meinung zu befreunden, die das deutsche sch für einen Doppellaut erklärt, seine Einfachheit scheint mir durch Rumpelt (Syst. d. Sprachl. S. 79. ff.) erwiesen worden zu sein.

Die eigentliche, ursprüngliche Heimat des deutschen sch ist jedesfalls in Oberdeutschland zu suchen, doch hat es, getragen von dem einflussreichen Ansehn des Hochdeutschen, bald auch auf niederdeutschem Sprachgebiete Fuss gefasst.

Das Siebenb.-Sächsische verdankt seine zahlreichen sch gleichfalls hochdeutscher Einwirkung; zur Zeit der deutschen Besiedelung Siebenbügens konnte der Übergang der alveoloren Spirans in die cerebrale (cacuminale) noch nicht erfolgt sein. Das erste anlautende sch in siebenb. Urkunden ist aus dem Jahre 1298 in dem Stadt-

[1]) Firmenich I, 428.

namen Schespurch bezeugt [1]). Selbst wenn sch hier wirklich der dem heutigen sch entsprechende Laut ist, — was bezweifelt werden könnte, — so liegt in dem frühen Auftreten desselben schon in so weit nichts Auffälliges, als selbst der altfränkische Isidor (8 Jhdt.) für sk in gewisssen Fällen sch braucht. Aber erst vom vierzehnten Jhdt. an lässt sich aus den siebenbürgischen Urkunden sch häufiger belegen, doch zunächst nur vor hellen Vokalen. Die Verbindung sk hat sich, was nicht zu übersehen ist, nachweislich bis zum Schlusse des dreizehnten Jhdts erhalten (Sconberk [2].)

Vor l, m, n, w hat sich das alveolare s bis zur Mitte des sechszehnten Jhdts. erhalten. Freilich finden sich schon am Beginn des fünfzehnten Jhdts. neben smeidig, gesmeyd,[3]) swertfeger,[4]) swer[5]) (schwöre) Sroter und Sneider[6]) Formen mit cerebrater Spirans: geschworen[7]), beschlossen[8]) u. s. w.

Wie im Neuhochdeutschen steht heute im Sieb.-Sächss. sch nicht allein für sk, sondern auch vor l, n, m, w und im Anlaut auch vor t und p für s. Cerebrale Spirans vor t lässt sich schon aus dem Jahre 1527 belegen: schteet und Schtork.[9])

Jünger als das Sch in den eben aufgezählten Fällen scheint nach den „deutschen Sprachdenkmälern aus Siebenbürgen" das in Folge eines vorausgehenden r aus s entstandene sch zu sein. Bis zum Ende des fünfzehnten Jhdts. habe ich kein rsch gefunden, wohl aber rs: Schars[10]) (1389). Am Ende des fünfzehnten Jhdts. tritt: rsch neben rs zum ersten mal auf: Kürschner und Kürssner[11]). Heute wird nach r nur noch sch gesprochen: fiersch Ferse, durṣt Durst, kîrſchen mhd. kürsen Kleidungsstück aus Pelzwerk, Piterṣterf Petersdorf, åndersch anders, wirṣt wirst. Für gewöhnlich geht das flexivische s des Genitivs in ṣ über, auch wenn es nicht unmittelbar auf r folgt: Gerjeṣterf Georgsdorf, glitṣlånk, fränk.-henneb. gliedslånk[12]) lang wie ein Fingerglied, kurz.

Sehr beliebt ist der Übergang der alveoloren Spirans in die cerebrale in der inlautenden Verbindung ts (z). Einige Beispiele sind schon unter Z. beigebracht worden, ich füge hier noch an: glatschen, niederl. glitsen, oberd. glitschen gleiten, plåtschen schlagen, zeplåtschen zerplatzen.

Hiemit sind die Fälle, in denen s zu sch wird, noch lange nicht alle aufgezählt, es ist mir das hier schon darum nicht möglich, weil es mir bis noch nicht hat

[1]) Müller, d. Sprachdenkm. S. 7.
[2]) Ebd. S. 5.
[3]) Ebd. S. 20 und 44.
[4]) Ebd. S. 46.
[5]) Ebd. S. 95.
[6]) Ebd. S. 57 ff.
[7]) Ebd. S. 45.
[8]) Ebd. S. 23.
[9]) Ebd. S. 121.
[10]) Ebd. S. 30.
[11]) Ebd. S. 49.
[12]) Spiesz, Volksth. aus d. Fränk.-Henneb. S. 20.

gelingen wollen, die unter den verschiedensten Umständen eintretende Verschiebung auf bestimmte Gesetze zurückzuführen. Das sch in knûſcheln kauen, ahd. cnûsen, schles. knischeln, dann in göschen, gäschen stromartig giessen, Subst. göscher, mhd. güsse, güse (?), das sch in êpesch[1]) verkehrt, (zu got. ibuks) und damit verwandt gêpesch[1]) Tölpel, in Lutsch (Familienname), entstellt aus Ludwig (zus. gezog. Lutz, Lotz,) ist nicht unter gleichen Bedingungen entstanden.

Zu schwabbeln, schwubbelich ist zu vergleichen nieder. kwabbel, kwabbelich, altnord. qvab.

Aphäresis hat sch betroffen in mâtschen für schmâtschen zu schmàkken schmekken (S. unter K.) Ob auch in màzzen küssen, schmatzen Wegfall eines anlautenden sch anzunehmen sei oder nicht, das ist nicht entschieden.

Schliesslich mögen noch einige Beispiele für die weiche cerebrale Spirans hier Platz finden: mîrſchel Mörser, perſcheln (trans. und intrans.) protzelnd braten, gegriſchel Kleinigkeit, das schwäb. krûscht, (zu mhd. grûz Sandkorn, bildl. das Geringste), ſchabbern schwatzen, ſchep, oberd. Schubsack, magyar. zseb.

3. Gutturale.

G.

Die Lenis der Guttural- und Palatalexplosiva findet sich im Siebenb.-Sächs. regelmässig nur im Anlaut, selten im In- und nie im Auslaut.

Das anlautende g entspricht in der Regel gemein-germanischem g: gànk Gang, gadder Gitter, gûlt Gold, gê, mhd. gæhe jähe, gêlich, mhd. gælîche eilends, gedrôn getragen. Zuweilen steht g für gemeingerman. j: gäkken jucken. S unter J.

Anlautende Verbindungen mit ursprünglichem g sind gl, gr und gn: glænich glühend (mittelnied. gloyendich[2]), glèch gleich, grîs gross, grôwen graben, gràs, gràsnâkich leidenschaftlich erregt, zornig (zu mhd. graz), grôz Kernhaus des Obstes, Kehlkopf, niederd. grott, hess. westerwäld. krotze,[3]) gnôt Gnade.

Im Inlaut geht die Explosiva g

1. nach Vokalen regelmässig in die Spirans über und zwar

a) in die gutturale Spirans γ nach dunkeln Vokalen: frôγen fragen, drᵉaγen trugen, drèγen, niederd. drögen, altköln. druigen troknen, deoγen Plur. zu deoχ, neuniederl. duig Fassdaube.

Die oft sehr ungenaue graphische Bezeichnung der tatsächlichen Laute selbst bei neueren Dialektforschern macht gerade an diesem Punkte die Vergleichung des Siebenb.-Sächs. mit andern deutschen Mundarten besonders schwierig.

---

[1]) Vgl. Schmeller, bayr. Wörterb. I, 11 und 32. Frommann, d. Mundarten, III, 336. Grimm, deutsches Wörterb. I, 58.

[2]) Schiller und Lübben, mittelniederd. Wörterbuch I, 135.

[3]) Deutsches Wörterbuch. V, 2424.

Man wird nicht irren, wenn man annimmt, dass inlaut. g schon im Mittelniederl. und Altniederrhein. wie unser γ gelautet habe. Das in den mittelniederl. Sprach- und Literaturdenkmälern und vom niederfränkischen Isidor gebrauchte Zeichen gh soll aller Wahrscheinlichkeit nach die harte gutturale Spirans darstellen. Wenn Hildebrand sagt: [1]) „gh ist im Mittelniederd. Niederrhein. auch Mittelniederl. das Zeichen für aspirirtes g," so wird damit wohl nichts anders gemeint sein, als dass gh das Zeichen für die gutturale Spirans sei. [2]) Holtzmann [3]) dürfte demnach nicht recht haben, wenn er das gh Isidors (z. B. in saghen, einighan) für gleichbedeutend mit g erklärt. Entscheiden wird sich freilich nicht lassen, ob gh nur einen der Spirans nahen Laut — wie Scherer will [4]) oder die gutturale Spirans lenis selbst bezeichnen soll. Wie dem nun auch immerhin sei, gewiss ist, dass im Plattdeutschen heute γ für inlaut. g gesprochen wird.

Auch in den von Müller gesammelten „Sprachdenkmälern" findet sich einigemal gh für organisches g, wie in Burgbergh (aus dem Jahr 1248) und Selimbergh (aus dem J. 1361) Kwnigh (aus 1442.) [5]) Wie die Schreiber zu dieser Bezeichnung gekommen, das erlaubt Vermutungen aber keine bestimmte Behauptungen; es ist sehr wahrscheinlich, dass diese gh für ch stehen.

b) Nach hellen Vokalen geht g in j über wie im Dänischen und vielen mitteldeutschen Mundarten: fêjen Segen, zîjen zeigen, lⁱejer Lager, lëjen lügen.

2. Nach Consonanten wird g

a) nach r regelmässig zu j: forgen sorgen, burjen Burgen, arjern, ärjern ärgern.

Inlautendes g nach r finde ich nur in dem Spottnamen lèrgu, wo es wahrscheinlich durch r aus k erweicht ist. Das Wort ist wohl in Verbindung zu bringen mit dem altdeutschen lerc, lurc = lerz, lurz link. Vgl. schweizer. lurgich stammeln, Lurgi Eigenname. [6])

Die palatale Spirans lenis für inlaut. g zeigt sich auf mitteldeutschem Gebiete schon in der althochd. Zeit. Mittel- und niederrheinische Urkunden haben: cielen (i = ii = ij geschrieben) für cîjeln ziegeln, pleier Pfleger, arie list arge List u. s. w. [7])

Über die heutige Verbreitung des palatalen j für g vgl. Deutsch. Wörterb. IV, 1107 f.

b) Nach l wird g gleichfalls häufig wie j gesprochen, doch ist es in der Regel ein andrer Laut als j, in den g nach l übergeht. Ich habe dafür das Zeichen ǵ ge-

[1]) Deutsches Wörterbuch V, 1107.
[2]) Vgl. auch Braune a. a. O. S. 281.
[3]) A. Holtzmann, altd. Gramm. S. 265.
[4]) Scherer, zur Gesch. d. d. Sprache S. 64.
[5]) Müller, a. a. O. 3, 24 und 33.
[6]) Schade, geistl. Gedichte des XIV. und XV. Jhdts. vom Niederrh. S. 288.
[7]) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler, S. XXII. Deutsches Wörterb. (Hildebrand) IV. 1107.

wählt. Die Bezeichnung ist von Schleicher [1]) entlehnt, welcher damit einen altindischen und littauischen Laut wiedergibt, den er als die innige Verschmelzung von gj charakterisirt. Die Identität des in Rede stehenden sächs. Lautes mit dem littauischen ǵ Schleichers kann ich weder behaupten noch leugnen, ich bemerke nur, dass unser ǵ ganz wie das littauische „einen leisen j-artigen Nachschlag" hat. Wahrscheinlich fehlt dem littauischen Laut auch der leise dentale Vorschlag nach Consonanten nicht, den unser g nach l besitzt. Trotz diesem Vor- und Nachschlag darf jedoch das Ohr nicht zwei verschiedene Lautelemente vernehmen, sondern nur einen einzigen Laut. Man hat sich eben so sehr vor der gutturalen Aussprache (dj) als vor der gutturalen (gj) zu hüten. Unser ǵ ist Brückes g^{i}. Nun einige wenige Beispiele: folǵen, selten foljen folgen, balǵen Blasebalg, falǵen Felgen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Übergang des g oder vielmehr des für g zu erwartenden j in ǵ bedingt ist durch das vorausgehende ł. Auffallend ist dann nur das anlautende ǵ in dem Taufnamen ǵirku Georg, der auf den Dörfern (auch im Nösnerland) sehr oft gehört wird. [2])

c) Über die Wandlungen des g nach n ist schon unter N das Wesentliche gesagt worden, ich kann mich also hier kurz fassen. Das mit n verbundene g hat sich im Inlaut rein nur im Nösn. behauptet, in der hermannst. und den ihr verwandten sieb.-sächs. Mundarten wird das in- (und aus)lautende g zwar noch gehört, doch bricht der Luftstrom bei der Bildung desselben mit geringerer Intensität hervor als bei der Bildung der echten Explosiva lenis. Hier hatte der Nasal das Übergewicht erhalten, in der schässb. burzenländ. Mundart ist die Gutturalis im Nasal ganz untergegangen. Beispiele unter N.

Ein g im Inlaut nach n habe ich nur in zingeln klingeln (ziñ-geln zu sprechen) gefunden.

Das Gemeinsächsische kennt demnach organisches g im Inlaut nicht oder höchstens in einigen noch der Erklärung bedürftigen Ausnahmen. Die nösn. Mundart hingegen hat g nach Vokalen und Consonanten bewahrt: $j^{u}eg^{e}n$ jagen, $borg^{e}n$, $morg^{e}n$, (aber birjer Bürger) $folg^{e}n$. Gemination des g kann demnach nur im Nösn. statt haben: figgel Siegel, foggel Vogel. In den niederdeutschen Mundarten ist geminirtes g häufig. Vgl. Nerger, a. a. O. §. 70.

Wie die weiche labiale Explosiva im Inlaut in die weiche Spirans und im Auslaut in die harte Spirans überging, so wird auch die gutturale und palatale Explosiva lenis inlautend zur Spirans lenis, auslautend aber und vor t zur Spirans fortis also zu χ und ch. Dieses Auslautgesetz macht sich in den altsiebenbürgischen Urkunden käufig geltend und die niederrhein. Sprachdenkmäler der mittelhochd. Periode zeigen fast durchweg ebenfalls ch im Auslaut für organ. g. [3]) Doch haben nicht

[1]) Schleicher, Compendium der vergl. Gramm. S. 17 und 133.

[2]) In dem namentlich in Städten häufigen Tschik für ǵirku, jirku Georg scheint mir tsch eine zetacistische Fortbildung des g zu sein.

[3]) Braune, a. a. O. S. 281. Bartsch, über Karlmeinet, S. 242. Bartsch, Berthold von Holle, LXVII. Reissenberger, über Hartmann's Rede vom Glauben S. 29.

etwa nur die niederrheinischen Mundarten ch für g im Auslaut, im grössten Teile Deutschlands, den Süden und namentlich Schwaben und Schlesien [1]) ausgenommen, wird gleichfalls ch gesprochen. Auch hier werden einige wenige Beispiele genügen: dâχ Tag, môχ mhd. mâge Mohn, gelôχt gelegt, bur'ch Burg, flèch flieg.

Eine Ausnahme macht das mit n verbundene g. In jenen Wörtern, in welchen organisches g in den altdeutschen Mundarten schon im Auslaut steht, geht es nach Analogie der weichen Dentalexplosiva in die Explosiva fortis (k) über. Dasselbe geschieht auch in einigen niederdeutschen [2]), niederrheinischen und mitteldeutschen Mundarten. Beispiele: gànk, altniederrhein. gank Gang, ṣprenk Plur. ṣprenken wasserreiche Stelle auf dem Acker, altsächs. althochd. spring Quelle, lànk, urkundl. aus dem J. 1487 langk lang, gânk geh. [3]) So wird auch das organ. g der Substantiv-Bildesilbe —ung und —ing (ahd. —unc, —inc) zu k: fènnenk Geld, mêsenk Messing, hofnenk Hoffnung. Vor vokalischem Anlaut wird dieses k in der schnellen Rede wieder zu g, nur in sprenk nicht.

Anders verhält es sich aber, wenn g erst nach Apokopirung des tonlosen e in den Auslaut getreten ist. In diesem Falle ist — wie schon oben gesagt — das g der Verbindung ng im Nasal untergegangen, es ergibt sich daher für dasselbe ein anderes Auslautsgesetz als für das ungebundene und das mit l und r gebundene g. Die Aussprache der aus dem Inlaut in den Auslaut getretenen Verbindung —ng ist dieselbe wie im Inlaut, über welche das Nötige oben gesagt wurde. Darum also: lànk lang aber laňg (eigentlich laň) lange, ṣtrànk Strang aber Plur. ṣtraň Stränge, baňg, niederd. altniederrhein. bunge [4]) Trommel, Pauke.

Der Übergang des inlaut. g in die weichere Spirans γ und j hat zur Folge, dass das organische g, wenn es zwischen Vokalen steht, häufig verschwindet. Der Vorgang ist so zu erklären: das inlaut. g ging in die Spirans j (γ) über, dieses aber vokalisirte sich zu i. Oft nun erhält sich dieses i neben dem Stammvokal, d. h. verschmilzt mit ihm zu einem Diphthong, häufig assimilirt es sich dem Stammvokal aber in der Art, dass aus beiden ein neuer (langer) Vokal entsteht. Als Regel gilt, dass diese Auflösung des g nur dann stattfindet, wenn ihm e oder a vorausgeht und tonloses e nachfolgt: taidigen, têdigen, mhd. tagedingen, teidingen gerichtlich verhandeln, streiten, mait, mêt Magd, Maid, kain, kên gegen, drèit, drît trägt, ait, êt, ahd. egida Egge, gefain, gefên, niederrhein. gefe [5]) gesegne (es Gott,) Schaïsprich, Schêsprich Schässburg [6]). Aufgabe der Lehre vom

[1]) Weinhold, über d. Dialektforsch. S. 83.

[2]) Nerger, a. a. O. §. 70 a).

[3]) Vgl. Braune, a. a. O. S. 282.

[4]) Wierstraats Reimchronik 1091.

[5]) Firmenich, Germ. Völkerst. I, 418.

[6]) Dass dieses Wort hieher gehört, dafür spricht zunächst der Vokal, dann aber auch die walachische und magyarische Benennung der Stadt (Sigiṣora, Segesvár). Ich kann der im „Siebenb.-Deutschen Wochenblatt" 1871, S. 103 entwickelten Ansicht, dass Schas, Schess- die ursprüngliche Form und das

Vokalismus ist es zu erklären, wie und warum aus ai häufig iu (ô) geworden, wie z. B. in kliun, klôn klagen, repgauische Chronik clain; ſiun, ſôn, Elberfeld saien sagen, schliun, schlôn schlagen, altköln. overslain.

Diese vokalische Auflösung des g besitzt im Siebenb.-Sächs. einen viel weiteren Umfang als im Mitteiniederd. und Mittelhochd. Als die nächsten Verwandten stellen sich unserem Dialekt auch in diesem Punkte die niederrhein. Mundarten dar. Diese gehen heute freilich noch weiter als das Siebenb.-Sächsische, indem einige von ihnen (z. B. das Elberfeldische) sogar ch und k vokalisiren (reit Recht, kneit Knecht, breu Brücke), doch sind diese Übergänge neuern Datums, beweisen also nichts gegen die behauptete ursprüngliche Verwandtschaft.

Das Wort wôner, wõner Wagner zeigt Schwund des g auch vor n.[1]).

In morren (schon mhd. morne für morgene) hat sich g dem r assimilirt. Assimilation an den vorangehenden oder nachfolgenden Consonannten ist auch in andern Wörtern anzunehmen, so z. B. in: bŭrprich Burgberg, Wèpprich (Familienname) zus. gez. aus ahd. wigperaht im Kampfe glänzend.

Den Übergang von t in g, welchen einige deutsche Mundarten kennen, kann ich nur durch das nösner. margeln martern belegen.

K.

Das Gebiet der Explosiva fortis ist im Siebenb.-Sächsischen ein beschränkteres als in den niederdeutschen und ein unbedeutend weiteres als in den hochdeutschen Mundarten.

Im Anlaut hat sich wie im Hochdeutschen (mit Ausnahme der oberdeutschen Gebirgsländer) das ursprüngliche k vor Vokalen und Consonanten erhalten: kålt kalt, kuiſen, kîſen reden, sprechen, (dialektisch hoch- und niederd. weit verbreitet)[2]) kîren kosten k^{a}uner(t) Kanter, „Kellerlager," lat. canterius; klachen Knäuel (Deminutiv zu altem cliu, kleu, henneberg. Kläue), be-kleiwen mhd. klîben, Wurzel fassen; krànk, krächen kriechen, krippes Krebs; knodder Knoten, knoγen, niederländ. ostfries. niederrhein. knagen, mittelniederd. gnagen nagen; kwôl Qual, kwâken für kuken gucken, kwåm[3]) eine seltene Form für kåm kam

---

im magyar. Segesvár ein unorgan. g eingeschoben sei, nicht beistimmen. Die im „Wochenblatt" gegebene Erklärung scheint mir schon am walach. Sigişora zu scheitern. In den Urkunden wechselt Schespurch (1298, 1309) mit Zeguswar (1337) und Zegus (1309). Nur durch die Annahme einer inlaut. Gutturalis erklärt sich auch die urkundl. Benennung castrum Sex (aus Segs, Seks). Zur Vergleichung kann herbeigezogen werden das altfriesische Scagasthorpa. S. Crecelius, Index bonorum et redituum monasteriorum Werdinensis et Helmonstadensis. (1864.) P. 11 et 22.

[1]) Wenn Marienburg (über s. s. Familiennamen. Archiv N. F. II, 335) das Wort von Wodan ableitet, so ist das kein glücklicher Fund. Etymologie und Mythologie sträuben sich gegen diese Entdeckung.

[2]) Deutsches Wörterbuch, V, 1842.

[3]) Roth, a. a. O. Archiv N. F. X, 431.

(zu ahd. queman quam), urkundlich [1]) im Siebenb.-Sächs. belegt aus dem Jahre 1485, niederrhein. kwom [2]).

Nicht selten hat unser Dialekt in Übereinstimmung mit dem Niederdeutschen k, wo das Hochdeutsche g setzt und dadurch, wie R. Hildebrand sich ausdrükt, die Regel der Lautverschiebungen auf den Kopf stellt: klôk, niederd. klocke, niederrhein. klok Glocke, klokka Gluckhenne, auch im Niederd. mit anlautender Explos. fortis, kukken, niederd. niederrhein. kiken gucken, krabbeln, oberd. grappeln.

In einigen wenigen Wörtern hat unser Dialekt wie einige andere mitteldeutsche Mundarten k für hoch- und niederd. g: kain, kên gegen, mitteld. kegin kein. Die Fortis ist für das Sieb.-Sächs. schon aus dem Jahre 1357 bezeugt: kegenwertich, heute kejenwertich gegenwärtig.

Dagegen steht auch im Siebenb.-Sächs. einigemal Lenis für hoch- und niederdeutsche Fortis: grèmel, niederd. krömel, niederländ. kruimel, aber achen. der grömel, ungr. Bergl. grimpal Krümmel, Krümchen.

Im In- und Auslaut hat sich german.-niederdeutsche Explosiva fortis erhalten:

1. nach n, l, r und in der Gemination. Da für das Schriftdeutsche dasselbe Gesetz gilt, sind Beispiele beinahe überflüssig: drenken trinken, fůlk Volk, bålken Balken, merken, aber wierk Werch, Hanf- Flachsabfall, schnᵘerken schnarchen; pläkken pflücken, dräkken drücken, råken, ræken recken, reichen, schnôken, niederrhein. schnaken Gelsen. In Folge Gemination hat sich k auch in geblekt z. B. hîsch (zu altnord. blika, neuniederl. blikken ahd. plicchan glänzen, schimmern) erhalten; ebenso in rikkel ein verkümmerter, schwächlicher Mensch, (zu mhd. ricken zusammenschnüren). Wörter wie mᵉaltch Milch, kirⁱch Kirche machen keine Ausnahme, sie entsprechen dem gotischen miluk und altsächsischen kirika; k ist in ihnen nicht gebunden darum verschiebbar. Ein leises Schwanken zwischen lk und lch äussert sich in dem Worte wieltch niederfränk. welch welk.

2. Nach Vokalen wird niederd. k in hochdeutscher Weise zu ch: brêchen niederd. breken, måχen machen, ech ich, beaχ Buch. Erhalten hat sich freistehendes k nur selten: ſäken, ſoiken suchen, niederrhein. söken, niederd. sôken; hieher gehört vielleicht auch der Flurname Merlsbeakelz (Malmkrog), häufig auch — beaχelz, das indentisch ist mit dem auch in Deutschland häufigen Flurnamen Buchholz [3]). Das k in beakelz könnte niederdeutsch sein und es entspräche dann beak dem angelsächs. boc, neuniederländ. beuk Buche.

Niederdeutschen Lautverhältnissen begegnet man besonders häufig in Ober-Neudorf (Nösnerland:) ďok doch, båk Buch, ok auch, såk Sache, måken machen, dik dich.

[1]) Müller, a. a. O. S. 103.

[2]) Firmenich, German. Völkerst. I, 415; 457.

[3]) Spiesz, Volksthümliches S. 162.

In Fremdwörtern ist auch auf dem gutturalen Gebiete die german. niederdeutsche Explosiva fortis bewahrt worden: Grekken häufiger als Grechen Griechen, altköln. Greken.

Beispiele für die anlautenden Verbindungen kl, kr, kn und für die aus- und inlautenden lk, rk, nk finden sich oben. Über die Verbindung nk s. auch unter G.

Noch ist des heterorganen Doppellautes ks (x) zu gedenken. Im Siebenb.-Sächs. ist diese Verbindung seltener als im Hochdeutschen: weiksel Weichsel, haksen, Beine, meist in verächtlichem Sinne (vgl. bair. hächsen, fries. hôxene kärnt. hoxen.) h°àksen, rhein. hess. bair. hechzen schluchzen, hex Hexe aus dem Neuhochd. für das gewöhnlichere trut.

Gemination hat häufig statt: nàkken Nacken, zwàkken, mhd. zwëc abgestumpfter Ast, àkkes, mhd. ackes, altniederd. accus Axt.

Die Einschiebung eines unorganischen k kommt in einzelnen Mundarten des Siebenb.—Sächs. ausserordentlich häufig vor. Sie tritt ein vor dentaler Explosiva, wenn diese auf älteres î und iu (û) folgt, wobei es sich gleich bleibt, ob iu got. iu entspricht, oder ob es Umlaut von û, oder ob es durch Composition und Silbencontraktion entstanden ist: zèkt, mhd. zît Zeit, geschèkt mhd. geschîde gescheid, h°okt mhd. hût, Plur. hiute Haut, l°okt laut, br°okt Braut, bökt (hermannst.[1]) Backtisch ahd. piuta, hêkt heute.

Unter J werde ich auf diese Erscheinung zurückkommen, vorläufig sei nur noch bemerkt, dass dieses k im Siebenb.-Sächs. zwar stark verbreitet, aber keineswegs gemeinsächsisch ist. In der schässb. burzenländ., vereinzelt auch in den andern Mundarten Siebenbürgens wird in dem genannten Falle nicht k eingeschoben, sondern t mouillirt.

Eigentümlich ist der burzenländ. Mundart, dass sie k, dessen Einschiebung sie im Allgemeinen weniger liebt als z. B. die hermanst. Mundart, auch dann eintreten lässt, wenn das der Dentalis vorausgehende û jüngeren Datums ist, also altem ô, uo entspricht: mäkter Mutter, gemeinsächs. motter, mhd. muoter, aber mitteldeutsch auch mûter; gäckt gut, gemeinsächs. g°at, gât. S. unter J.

Bekannt ist, dass die betreffenden Mundarten des Siebenb.-Sächs. die genannte Erscheinung mit dem Rheinfränkischen gemeinsam haben. Ein Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, dass im Rheinfränk. t nach k apokopirt, im Siebenb.-Sächs. aber beibehalten wird. Vgl. rheinfränk. zick, sieb.sächs. zèkt, rhnfr. hück, s.-s. hèkt, rhnfr. lück, s.-s. lèkt Leute.[2]) Offenbar hat das Siebenb.-Sächs. hier die ältere Form bewahrt. Ausfall des t ist selten zu finden und wo er stattgefunden, erklärt er sich wie in zèklich (köln. zicklich) zeitlich, oft sehr einfach.

---

[1]) Schuller, Gedichte in s.-s. Mundart S. 11. Malmkrog bote —stein.

[2]) Weitere Beispiele s. bei Marienburg, a. a. O. Vereinsarchiv I, 3, 62. Frommann II, 551; III, 227, 16); 554, 7); V, 415, 32)

Ob in den Wörtern gîrken gürten, girkel, auch gîrkel[1]) Gürtel, dann in bîrkeln Borten, Spitzen, ob hier Ausfall der Dentalis nach Analogie des Rheinfränkischen oder eine Vertauschung des t mit k anzunehmen ist, will ich nicht entscheiden, doch ist mir das letztere das wahrscheinlichere.

Sehr häufig tritt in der hermannst. medwisch. mühlbäch. Mundart jenes unorganishe k auch zwischen die wurzelauslautende Verbindung nt, wenn derselben in den altdeutschen Mundarten der Wurzelvokal i oder u vorausgeht: wënkter Winter, wankt wund. S. unter N und J.

Zwischen Nasal und Halbvokal wird im Deutschen und in andern Sprachen häufig eine dem Nasal homorgane Explosiva eingeschoben, um Hiatus zu vermeiden. Da nun n im Hochdeutschen dentaler Natur ist, so kann zwischen n und Semivokal nur d oder t treten, (öffentlich, Fähndrich) im Siebenb.-Sächs. aber ist wurzelauslautendes n häufig gutturaler Natur und so kommt es, dass wir nach n gern Gutturalexplosiva einschieben, wo das Hochdeutsche euphonische Dentalexplosiva hat: eijenklich, mhd. eigentlîch eigentlich, irenklich, urkundl. aus 1488: ordenclich[2]), mhd. ordenlîch ordentlich, wêchenklich, urkundl. aus dem Jahre 1449 auch wissenclich[3]) wissentlich.

Erinnert man sich daran, was über die Verbindung nd gesagt worden ist, so kann die Erklärung von Formen wie änklich endlich, burzenländ. schoinklich schändlich keine Schwierigkeiten machen.

Dem gutturalen Wesen des Nasales n sind auch die Vertauschungen von t mit k zuzuschreiben wie z. B. in mònkel Mantel. Dieser Übergang des t in k kommt jedoch, wie schon oben bei gîrkel vermutet wurde, auch in andern Verbindungen vor. Das siebenb.-sächs. eram-kwarlen unruhig umhergehen, herumreden, entspricht offenbar dem ahd. (Notker) twarôn und twëren (vgl. bair. zwirl Umrührlöffel, nordböhm. kwerl.) Unser quarlen verhält sich zu twaron wie das verwandte deutsche Quark zu ahd. twark und nhd. quer zu ahd. twër. Der Wechsel von k und t ist schon dem Althochdeutschen[4]) bekannt, findet sich heute im Luxemburgischen,[5]) Schlesischen[6]) und in andern Mundarten.

Vorausgehendem r hat sich k angeglichen in warrtuch, w$_{i}$ertich, schwäb. werrtak Werktag. Angleichung oder Ausfall findet statt in môrt Markt und krint, häufig auch krinkt Krankheit.

Erwähnt sei noch, dass unser Dialekt die niederd. Verkleinerungssilbe -ken nur bei Wörtern mit auslautender Spirans setzt, in allen anderen Fällen braucht er

---

[1]) Schuster, siebenb.-sächs. Volksdichtungen. S. 72.
[2]) Müller, a. a. O. S. 117.
[3]) Ebd. a. S. 57.
[4]) Holtzmann, altd. Gramm. S. 276.
[5]) Klein, die Sprache der Luxemb. S. 36.
[6]) Weinhold, über d. Dialektf. S. 85.

—chen: lèfken Liebchen, heisken Häuschen, aber âchen Eichen, (Demin. von Ei) wajeltchen Demin. zu Wagen, gartchen Demin. zu Garten.

Ich will schliesslich noch einer Erscheinung gedenken, in welcher der von Schleicher Zetacismus genannte Lautprocess oder doch etwas ihm durchaus Verwandtes wird zu erkennen sein. Man rechnet zum Zetacismus namentlich die Einwirkung, welche eine gutturale oder dentale Explosiva durch ein ihr folgendes i erleidet. „Es besteht der hiergemeinte Vorgang aber wesentlich darin, dass das i oder j, als palatale Laute, jenen ihm vorangehenden Gutturalen oder Dentalen sich zu nähern suchen" und zwar a) in homorganer Weise, b) in homogener Weise. Im letzten Falle werden die Explosiva g, k und d, t zu Spiranten und zwar mit entschiedener Bevorzugung der Zischlaute, also zu sch, ſch — s, ſ, oder noch häufiger zu den diesen entsprechenden Diphthongen mit dentaler Basis: tsch, dſch — ts, dſ.[1]) Eine ausführliche Behandlung dieser Erscheinung würde zu weit führen, ich beschränke mich daher auf die Anführung einiger Beispiele: pantschen schlagen, Flüssigkeiten durch einander mischen, zu altnord. banga, mantschen Flüssigkeiten durch einander mengen, burzenländ. huntsch Honig, huntschprich Honigberg, huntsch auch anderwärts (Arbegen,) latschen lecken, fatsch Wickelband, got. faskja, lat. fascia Binde, tschàrkefen schwatzen, zu altd. quërran, chërran, kerren, westerwäld. kerksen, schmâtschen und mâtschen, die Lippen zusammen schlagen, wie das beim Schmecken (schmàkken), Kosten geschieht (vgl. hiezu altfris. smetsa neben smekka kosten).[2]) Hieher gehört wahrscheinlich auch mutschken Füllen. Es würde sich lohnen diese Erscheinung eingehend zu untersuchen.

Zahlreich sind die Fälle des Zetacismus im Friesischen, Englischen, Schwedischen, doch auch in vielen mitteldeutschen Mundarten[3]).

CH.

Phonetisch ist eine doppelte Spirans fortis des gutturalen Artikulationsgebietes zu unterscheiden, nämlich eine gutturale (χ) und eine palatale (ch).

Ich bezeichne im Folgenden mit ch, wenn keine nähere Bestimmung dabei steht, immer beide Laute, ch und χ.

Geschichtlich ist im Siebenb.-Sächsischen ein dreifaches ch zu unterscheiden: 1. entspricht es ursprünglichem h, 2. ursprünglichem k (hochd. ch), 3. in gewissen Stellungen und Verbindungen ursprünglichem g. Die schicksalsvolle Geschichte dieser drei ch gehört nicht hieher, es genüge die Bemerkung, dass sich die drei ch heute phonetisch von einander nicht unterscheiden. Das ch unter 2. und 3. ist bei K und G be-

---

[1]) Rumpelt, deutsche Gramm. §. 48.

[2]) Heyne, Gramm. der altgerm. Sprachstämme S. 130.

[3]) Die eigentliche Heimat des Zetacismus sind die slawischen Sprachen, doch findet er sich mehr oder weniger in allen Sprachen. Vgl. lat. vicinus, ital. vicino, franz. voisin, walach. vicinu (c=tsch.)

sprochen worden, es kann sich demnach hier nur noch um das erste, das dem gotischen h entsprechende handeln.

Im Anlaut hat sich das alte h nur vor Vokalen erhalten und zwar nur als Kehlkopflaut (Spiritus asper, h): hun haben, hemmel Himmel.

Das inlautende h wird im Sieb.-Sächs.:

1. wenn es zwischen Vokalen steht regelmässig beseitigt. Diese Beseitigung geschieht auf zweifache Art: In den meisten Fällen schwindet inlaut. h, nur in einigen wenigen Wörtern geht es in γ über. Ganz dieselben Lautverhältnisse zeigen die niederrheinischen Sprachdenkmäler.[1]) Zunächst einige Beispiele für den Übergang des h in γ (j): såγen sahen (sâgen ist eine dem niederrhein. Idiom eigene Form, sie findet sich häufig bei Veldeke und andern niederrhein. Dichtern)[2]), geschåγen geschahen, zuγen zogen. In dem letzten Worte ist mhd. und nhd. Gutturalis an die Stelle von h getreten[3]). In den Auslaut tretend wird dieses γ wie mhd. zu ch: såχ sah, zuχ zog.

Sehr häufig tritt Schwund des inlautenden h ein, wonach der vorausgehende Vokal gedehnt wird: sæn sehen, schlôn, got. ahd. slahan schlagen, fên ahd fâhan fangen, zîn, mhd. zehen, zusammengezogen zên Zehe.

Diese Ausstossung des h (ch) zwischen Vokalen ist alt, schon im angelsächsischen und altfriesichsen hat sie stattgefunden und kommt dem Mittelniederländischen und Niederrheinischen gleichmässig zu.

2. Vor Consonanten hat das ursprüngliche h wieder ein doppeltes Schicksal erfahren.

Erhalten hat sich ch vor t: lecht Licht, fèrchten fürchten, licht schlecht. Ausgestossen wird ch vor t nur in net nicht. Auch das Mittelniederl. hat in diesem Worte ch eingebüsst (niet).

Unser Dialekt stimmt an dieser Stelle mehr mit dem Mittelniederländischen überein als mit dem Niederrheinischen, welches letztere ch vor t oft synkopirt oder vokalisch auflöst: altniederrhein. forten fürchten,[4]) leit Licht, elberfeld. mait Macht, schleit schlecht.[5])

Folgendem s hat sich ch fast regelmässig assimilirt: fus (eigentl. fuss) niederd. voss Fuchs, bis, Plur. bissen Büchse, niederl. bus, wôssen, niederd. niederl. wassen wachsen, êdes Eidechse, wiessel Wechsel, dâsselt mhd. dehsel Hohlaxt der Zimmerleute.

Dieser Schwund des ch erstreckt sich über das gesammte niederdeutsche Sprachgebiet und kann in vielen mitteld. Mundarten als Regel betrachtet werden.[6])

---

[1]) Braune, über H. v. Veldecke. Zeitschr. f. deutsche Philol. IV, 278.
[2]) Schade, Crescentia, zu 127, 5). Bartsch, über Karlmeinet S. 239.
[3]) Grimm, Gramm. I, 361 (426).
[4]) Heyne, kleinere altniederd. Denkm. Glossar, S. 115.
[5]) Schöne, a. a. O. Progr. der Realschule zu Elberfeld. 1865. S. 5.
[6]) Braune, a. a. O. S. 280. Frommann II, 49 und 496. Klein, a. a. O. S. 29.

Erhalten hat sich ch wie im Mittelniederländischen in hichst, mittelniederl. hoechste höchste. Das Altniederrhein. hat hôste.

In einigen Wörtern ist ch vor s, — wofür sich auch im Niederdeutschen Beipiele finden, — in k übergegangen: ſèkt mhd. siht sieht, luks Luchs, angelsächs. lox, griech. λύγξ, weiksel Weichsel, Sàks, Plur. Sàksen Sachs, niederd. Sassen (bei Widukind aber I, 7: „cultelli sahs dicuntur".) Die siebenbürgischen Urkunden schreiben Saxones, Sass hingegen nur in Verbindung mit magyarischen Worten wie in Sassvar (übersetzt: Sassen-Sachsenburg). Im Munde der Magyaren und Walachen heisst der Sachse auch heute noch Sâs.

Im Auslaut wirft unser Dialekt wie das Mittelniederländische und Niederrheinische ch

1. nach langen Vokalen fast immer ab: nô mhd. nâch nach, nôber Nachbar, niederd. niederrhein. nôber, gê mhd. gâch jäh, hî hoch, sol-ener solch einer mhd. solîch, aber schᵉaχ, got. skôhs, mhd. schuoch.

2. nach kurzen Vokalen und Consonanten wird ch in der Regel beibehalten, der ursprünglich kurze Vokal aber gedehnt: ſâχ, mhd. sach sah, nôch noch. Blôch Walach, durch, aber fur Furche.

Das auslautende organische ch geht, wenn es in den Inlaut tritt oder vor ein vokalisch anlautendes Wort zu stehen kommt, in die Lenis γ oder j über: schᵉaχ Plur. schᵉaγen Schuhe, ſâχ Plur. ſâγen sahen, è ſâj àf mech er sah auf mich, In gleicher Weise wird auch das auslautende, niederdeutschem k entsprechende ch im Inlaut und vor vokalischem Anlaut zu γ oder j: bᵉaχ, Plur. bäjer Bücher, eγ uχ tᵉa ich und du.

J.

Die weiche palatale Spirans hat im Siebenb.-Sächs. einen dreifachen Ursprung, einmal entspricht sie altem j, dann entsteht sie aus i und schliesslich aus g. Der letzte Fall hat unter g seine Erledigung gefunden, es harren demnach nur noch die beiden ersten Fälle der Besprechung.

Altes j hat sich erhalten nur im Anlaut und auch da nur in einigen wenigen — meist fremdländischen — Wörtern: jôχt Jagd, jangfer Jungfer, Jut Jude, Jakkel und Jikeli Jakob.

Gemeinsächsich steht gewöhnlich g für anlautendes j. Im altsächsischen und Mitteldeutschen, vereinzelt auch im Hochdeutschen (bei Kero, Otfried, Tatian), wird j gleichfalls zu g. Als Mittelstufe dieser Lautentwickelung wird der Laut gj anzunehmen sein. Ich verzichte darauf, neben die folgenden Beispiele die ganz gleichen Formen der mitteldeutschen und niederrheinischen Mundarten zu setzen: gauχ, städtisch jôχ Joch, giur städt. jôr Jahr, gener jener, genst (urkundlich aus dem Jahre 1418 bezeugt) jenseits, gôγen weg-jagen, gäkken jucken, giumern, gômern, mhd. jâmern schmerzlich verlangen nach etwas, guip, franz. jupe, mittellat. jupa, Giukesterf, Jôkesterf Jakobsdorf, Gehànnes Johann, Gehann Familienname.

In die palatale Spirans fortis ist j übergegangen in cha ja.

Altes i hat sich im Siebenb.-Sächs. — um figürlich zu sprechen — niemals zu j verdichtet; ä, mhd ie je, äder-ch-ener jeder, äklich (-ener), mhd. iegelich, altniederfränk. yghlich, eiklich[1]) jeglich, emmest, elberfeld. ömmes Jemand, èzt, ènzt, rheinfränk. ezt jetzt.

Im Inlaut zeigen sich mundartlich eine Reihe von j, die ihre Entstehung einem alten i verdanken. Nach Halbvokalen ist dies j nicht sehr selten: leljen Lilien, (vgl. althochd. lilja lat. lilium). Im Altindischen[2]) und in vielen jüngeren Sprachen spaltet sich i häufig in ij. War i ursprünglich lang, so löste es sich zunächst auf in ii und dieses in ij oder in Folge nachträglicher Brechung in ej: schlijern verschleiern, fejern ahd. fîrron feiern. Consonantisch wird i auch in der Verbindung mit u, d. h. in dem umgelauteten ů, also in iu: mojern mauern. Durch Einwirkung des r oder des gutturalen o wird j in diesem Falle zu γ, also: m°oγern mauern, sch°oγern schäuern, k°oγern kauern.

Hier, wo es sich um den Übergang von i in j handelt, findet die Besprechung der sogenanten mouillirten Laute den besten Platz. Ich will also versuchen, die bei ľ, ń, ḑ, ţ, offen gelassenen Fragen zu beantworten. Vorausschicken muss ich jedoch, dass ich mich hier auf das Allernötigste beschränken werde, indem ich mir vorbehalte, den eben so interessanten als verwickelten und wenig aufgehellten Process der Lautmouillirung am entsprechenden Orte einer ausführlichen Untersuchung zu unterziehen.

Zu den mouillirten Lauten zählt man nach der französischen Grammatik nur ľ und ń (franz. ll, gn). Wenn Rumpelt[3]) jenen Namen auf alle Denti-Palatalen (Dorsalen) ausdehnt, so ist das nur zu billigen. In der russischen Grammatik heissen die von mir mit ḑ und ţ bezeichneten Laute jerirte Laute. Führt man das russische „Jer“ in die allgemeine Grammatik ein, so muss sich die Bezeichnung auch auf das mouillirte l und n ertsrecken.

Wie ist nun die Lautmouillirung — um den üblicheren Terminus beizubehalten — zu erklären?

Die Grundbedingung der Consonanten-Mouillirung war ohne Zweifel ein in der Nachbarschaft des Consonanten stehendes j oder i. Der weitere Vorgang bestand darin, dass j und i als palatale Laute sich dem Consonanten, — sofern er ihnen sympathisch war, — zu nähern suchten und schliesslich mit ihm verschmolzen.

Den mouillirten Lauten lj, nj, rj, ja auch dj und tj begegnet man nicht allein in den slawischen Sprachen, auch sonst finden sie sich freilich nicht in so ausgedehntem Umfange wie im Slawischen, namentlich im Polnischen. In den älteren Sprach-

---

[1]) Wierstraats Reimchronik, 78, 1266 und häufig in „der selen troist“.

[2]) Schleicher, Compendium. S. 29.

[3]) Rumpelt, System der Sprachlaute. S. 90.

perioden mögen die mouillirten Laute bedeutend häufiger gewesen sein als heute. Die Mouillirung der Consonanten durch folgendes i war vermutlich allen germanischen Sprachen ebenso gemein wie die erste Lautverschiebung. [1])

Auf die Streitfrage, ob die mouillirten Laute einfache oder zusammengesetzte Laute seien, gehe ich hier nicht ein, ich bemerke nur, dass die Mouillirung dort am weitesten durchgeführt ist, wo j dem Consonanten nicht blos nach — sondern auch vorklingt, wie z. B. bei dem mouillirten n in dem franz. Champagne = Champajnj. Dieses n (phonetisch jnj) ist im Siebenb.-Sächs. sehr häufig. S. die Beispiele unter N.

Wenn sich nun in einer Sprache Abneigung gegen die Mouillirung einstellt, etwa aus dem Grunde, weil das j überhaupt in der betreffenden Sprache verschwindet, so kann das nach- und vorklingende j nicht spurlos beseitigt werden, es verbindet sich vielmehr mit dem vorhergehenden Vokale zu einem Diphthong, welcher allmählich in einen einfachen Consonanten übergehen kann. Einige Beispiele aus der griechischen Grammatik werden das Gesagte am besten veranschaulichen: ὀφελjω wird zu ὀφειλω und homer. zu ὀφέλλω, κτένjω wird zu κτείνω äol. κτέννω, μελανjα zu μέλαινα (Femin. zu μελαν —) φέρεσι wird zu φέρεις.

Derselbe Vorgang ist ursprünglich auch der germanische Umlaut. Dieser beruht nämlich nach Scherers äusserst interessanten Untersuchungen auf dem Accent- und Auslautsgesetze des Germanischen. Hierüber an dieser Stelle nur so viel: Das Germanische befehdet i und a als letzte Vokale des Wortes, daher verlieren sich die einfachen Kürzen i und a gänzlich aus der Endsilbe. [2]) Woher kommt das? Jeder Vokal hat seinen Eigenton, das i den höchsten, das a den zweithöchsten.

In der Tonhöhe dieser Vokale liegt der Grund ihrer Anfeindung in der Endsilbe. Dies führt auf das germanische Accentgesetz. Jeder Sprache ist nämlich ein bestimmter Tonfall oder Redeton eigen, den man gut mit dem Ausdruck „Wortmelodie“ bezeichnet hat. Auch das einzelne Wort erhält dadurch eine eigene Tonfärbung. So verleiht die Wortmelodie jeder Sprache einen ihr eigentümlichen musikalischen Charakter. [3]) Diese eigentümliche Wortmelodie wird durch die Stellung des Accentes bewirkt.

„Zum Wesen des germanischen Accentes gehört die Tonerhöhung, wie in den urverwandten Sprachen.“ Der germanische Accent aber liegt auf der Wurzelsilbe, darum muss ein Herabsteigen von höheren zu tieferen Tönen den musikalischen Charakter des Wortes ausmachen; es wird also die Stammsilbe hochbetont, die Endsilbe aber tieftonig. Jetzt begreift sich, warum das Germanische in den Endsilben Vokale mit hohem Eigenton (i, a) nicht duldet.

---

[1]) Scherer, zur Gesch. d. d. Sprache, S. 145.

[2]) Scherer, a. a. O. S. 121.

[3]) Immer wird es dem Fremden schwer sich in die „Wortmelodie“ des Deutschen einzuleben. Wie unheimisch, fremd, abstossend klingt uns das Deutsche z. B. im Munde eines radebrechenden Magyaren!

Aus diesem Streben nach Tonerhöhung (Tonverstärkung) der Wurzelsilbe sind die schon vom zwölften, entschieden aber vom vierzehnten Jahrhundert ab in der kölnischen Mundart auftretenden ai, oi, ui für â, ô, û zu erklären: airin, aigin (vocab. L. Galli) aillin (Gl. Tegerns. ad Canon. 9. Jhdt. Graff I, 214) muillin (Georgslied 38) suinta, zuinta, troistet, guita (Otloh)[1] thuisint (Judith).[2] Man wird wohl nicht irren, wenn man diese tonverstärkten Laute als die Wirkung jener Processe bezeichnet, die in der Grammatik unter den Namen Umlaut und Brechung bekannt sind.

So verlockend es auch ist, weiter einzugehen auf die auch für die siebenb.-sächs. Grammatik hochwichtigen Erscheinungen des Umlauts und der Brechung, so muss ich hier dennoch davon abstehen. Es lässt sich nachweisen, dass das in die Stammsilbe getretene i (s. die obigen Beispiele) um so deutlicher hervortrat, je mehr das nachklingende der Endsilbe, angefeindet vom Auslautsgesetze, verschwand und durch das tonlose e ersetzt wurde. Man vergleiche die durchaus ungesuchten Beispiele aus der mir am besten bekannten Dorfsmundart von Malmkrog: wairen wären, nait Nähe, air Ähre, schair schier, huilen holen, luiwen loben, ṣpuir Spur, toiſent tausend, fòiren führen. Das sind offenbar sehr alte und darum wohl zu beachtende Formen.

Allmählich stellte sich eine Abneigung gegen jene Diphthonge ein, die beiden Vokale schmolzen in einen einzigen zusammen und es entstand, wie das die Tonhöhe der neuen Laute esweist, immer ein zwischen den beiden ursprünglichen Vokalen mitten inne liegender Laut. Nun liegt zwischen a und i der Laut ä, zwischen u und i der Läut ü und zwischen o und i der Laut ö. Man vergleiche: Dorfsmund: naimen, städt. nêmen (ê für ä) nähmen. Frühe aber hat das durch Umlautung entstandene i für gewisse Consonanten eine solche Zuneigung gewonnen, dass es sich von seinem Vokal losriss und sich dem sympathischen Consonanten anschloss. Die neue Verbindung forderte aber von i eine Angleichung an den Consonanten, d. h. seinen Übergang in den ihm verwandten Consonanten j. Als jenem i sympathische Consonanten geben sich im Siebenb.-Sächs. die Dentalen n, l, d, t und die Verbindungen derselben nd, nt, ld lt zu erkennen. Darum also: gairich (städt. gêrich) jährig, haisich (städt. hêsich) hässlich, aber schässb. burzenländ. alder (ajljder) hermannst. älder (ä aus ai) älter, walt wält wild.

Es genüge vorläufig an diesen zwei Beispielen für die Mouillirung von Consonanten durch das consonantisch gewordene i des Umlautes.

Dem entwickelten Lautprocesse ist gleich der durch die sogenannte Brechung bedingte. Unter Brechung versteht man bekanntlich die umgestaltende Einwirkung des a auf ein i oder u der vorangehenden Silbe.

---

[1] Müllenhof und Scherer, Denkmäler, zu Nr. LXXXII, 3, 5, 6, 59, 72.

[2] Müllenh. und Scherer. Denkm. Nr. XXXVII, 3, 4.

Wie der Umlaut so ist auch die Brechung eine Folge des Accent- und vokalischen Auslautsgesetzes. Die dadurch bedingte Tonerhöhung der Wurzelsilbe hat, wie die oben angeführten Beispiele zeigen, ähnliche Diphthonge geschaffen wie der Umlaut. Das i dieser Diphthonge verschmolz im Laufe der Zeit aus dem oben genannten Grunde mit dem ursprünglichen Wurzelvokal zu einem einfachen Laut. In jenen Mundarten aber, in welchen die Abneigung gegen die neuen Diphthonge weniger gross war, erhielt sich i neben dem Wurzelvokal oder es schloss sich, wenn ihm ein sympathischer Consonant folgte, an diesen an, es mouillirte ihn.

Es sei mir gestattet, eine Erscheinung der nordischen Sprache zum Vergleiche herbeizuziehen.

Das altnordische ia ist eine Modifikation des ë und dieses steht für ursprüngliches i, unter dem Einfluss eines folgenden a entstanden, jedoch auch zuweilen ohne folgende Silbe. [1]) Der letzte Fall zeigt, dass altnordisches ia (ë) auch durch einen Consonanten kann bewirkt worden sein. Es geht daraus hervor, dass nicht allein a, sondern auch gewisse Consonanten die Brechung des wurzelhaften i verursachen. Bemerkt sei vorläufig nur noch dies, dass das i des altnord. ia im Isländischen, Schwedischen, Dänischen consonantisch, also zu j wurde: altnord. s i a l d a n, dänisch s j e l d e n selten.

Es wird die Aufgabe einer genauen Erforschung des siebenb.-sächs. Vokalismus sein, nachzuweisen, wo, unter welchen lautlichen Bedingungen sich in den Dorfsmundarten des siebenbürgischen Sachsenlandes ein dem altnordischen ia und dem wohl unter gleichen Umständen entstandenen angelsächsischen ea, eo entsprechendes ia und ea oder richtiger ⁱa und ᵉa findet, hier handelt es sich nur um den Übergang des i in j, d. h. um die Mouillirung der Consonanten.

Sicher hat dieser Übergang zunächst stattgefunden vor der Verbindung ld. Merkwürdig ist dabei, das j nicht wie in den nordischen Sprachen an seiner ursprünglichen (?) Stelle stehen geblieben ist, sondern sich mit dem folgenden l verbunden hat: [2]) ſal̓den (ſajljden), dänisch s j e l d e n selten, zu einem gotischen s i l d a n s, gal̓den, altnord. g i a l d a, dänisch g j ä l d e zu got. g i l d a n gelten, s c h a l̓ d e n schelten, w a l̓ t wild, m a l̓ t mild.

Ich lege auf diese, unseren Dorfsmundarten eigentümlichen Lautformen ein grosses Gewicht, da sie für die Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse unseres Dialektes und in letzter Reihe auch für die Auffindung seiner ursprünglichen Heimat von hohem Werte sein dürften. Über ihre Verbreitung im siebenb. Sachsenland kann ich keine nähere Auskunft geben, so viel aber weiss ich, dass sie auch ausserhalb der Grenzen der sogenannten schässburger und burzenländer Mundart vereinzelt vorkommen.

---

[1]) Holtzmann, altd. Gramm. S. 77.

[2]) Für diese Umstellung finden sich Analogien in anderen Sprachen. Vgl. Schleicher, Compend. §. 40, b. 3).

Der Diphthong ia, oder — was dasselbe sagt — der Vokal a mit folgendem mouillirten l verdankt seine Entstehung ohne Zweifel dem wurzelhaften l und zwar dem tiefen charakteristischen Timbre desselben. Das altnordische ia wird auf die gleiche Ursache zurück zu führen sein; dasselbe weist Scherer[1]) für die angelsächs. Lautverbindung eall nach, welcher im heutigen Englischen all entspricht.

Wie vor ld so ist das durch vokalische oder consonantische Brechung oder — wenn man lieber will — zur Tonerhöhung in die Wurzelsilbe gekommene i auch vor dem freistehenden l in den Consonanten j übergegangen und hat l mouillirt: mol̃ (mojlj) Maul, althochd. mûl, vgl. got. faurmuljan, sol̃ Säule, ahd. sûl (Plur. sûli, siule), vgl. got. gasuljan, hol̃en häulen, mhd. hiulen.

Der Mouillirung sind — wie oben schon gesagt — fähig ausser l auch n, d, t. Für mouillirtes n und t finden sich Beispiele unter N und T, hier nur noch: broń (brojnj) ahd. brûn, neuniederländ. bruin, braun, loţ (lojtj) Leute, kroţs Kreutz, loḑen läuten.

Um die Mouillirung der genannten Consonanten nach altem î (got. ei) zu erklären, wird man eine Teilung des î in ii, ei (wie im Neuhochdeutschen) und schliesslichen Übergang des i in j vor den sympathischen Consonanten anzunehmen haben. (S. oben!) Beispiele für mouillirtes n nach î habe ich unter N beigebracht, für l̃, d, ţ mögen die folgenden genügen: wel̃ Weile, kel̃en keilen, leḑen leiden neuniederl. lijden, weḑen Weiden, seţ Seide.[2])

Es fragt sich nun noch, ob nicht auch andere Consonanten als die genannten früher mouillirt gewesen sind oder es vielleicht noch immer sind. Ich glaube, dass hier nur r in Betracht kommen kann, da alle anderen — nicht erwähnten — Consonanten die Mouillirung von jeher in unserem Dialekte verschmäht zu haben scheinen.

Die nahe phonetische Verwandtschaft unseres r und l aber lässt schliessen, dass jenes auf den Wurzelvokal einen ähnlichen Einfluss ausgeübt habe wie l oder ld (s. oben!). Für die Richtigkeit dieser Vermutung sprechen Formen wie: barch, altnord. biarg Berg, daneben bierich, dänisch bjerg; garren; altnord. giarn gern; ṣtarren altnord. stiarna Stern.

Wo ist das i resp. j aber hingekommen? Die Antwort darauf ist diese: Es hat sich j dem r assimilirt, weil dieses eine Mouillirung nicht vertrug, darum also: starren Stern, garren gern.

---

[1]) Scherer, zur Geschichte d. d. Sprache. S. 140 f.

[2]) Vgl. Schade, Crescentia, ein niederrhein. Gedicht aus dem 12. Jhdt. S. 13. „Ist ei nicht wirklich zu ê geworden, so hat es doch einem dem ê sehr nahe kommenden Laut wie auch jetzt noch in diesen Gegenden (Niederrhein), nämlich keineswegs wie ai sondern wie ei, indem der erste der diesen Diphthongen constituirenden Teile mit scharfem Tone nach î neigt, während der zweite als leichtes i nachklingt, ganz so wie im ungrischen éj lautet." Ist es da noch weit bis zur Consonanten-Mouillirung?

So erklären sich denn auch die oben angezogenen Beispiele schlijern schleiern, féjern, altsächs. fîrjon, ahd. fîrron feiern, meoγern mauern. Hier wurde, weil r die Mouillirung verschmähte und demnach eine Form wie fejrjen nicht möglich war, zwischen r und das erste j der Hülfsvokal e eingeschoben, das zweite j aber weggestossen.

Ich habe schon wiederholt bemerkt, dass nur noch einzelne Mundarten des siebenb. Sachsenlandes mouillirte Laute besitzen. Ob der hermannstädter und den ihr näher stehenden Mundarten diese Laute niemals eigen gewesen sind oder ob sie dieselben nur im Laufe der Zeiten eingebüsst haben, darüber wird nicht schwer zu entscheiden sein.

Man erinnert sich, dass ich sagte: einige Sprachen hätten, wenn sich in ihnen Abneigung gegen die Mouillirung einstellte, das moullirende j vokalisirt. Dasselbe scheint mir in der hermannstädter Mundart geschehen zu sein. Ruft man sich ins Gedächtnis zurück, dass i mit dem benachbarten Vokal häufig zu einem neuen, einfachen Laut verschmolz (s. oben!), so erklärt sich, warum der Hermannstädter, Mühlbacher, Medwischer u. s. w. älder und nicht alder (älter) mèl (möl) und nicht mol̃ (Maul,) krèts und nicht kroţs sagt. Wie diese Abneigung gegen die Mouillirung allmählich um sich greift, zeigt die schässburger Stadtmundart, welche in vielen Wörtern die mouillirten Laute beseitigt hat.

Wenn man sagen sollte, dass die Verschmelzung des durch Umlaut oder Brechung gewordenen i mit dem ursprünglichen Wurzelvokal stattgefunden habe, ehe eine Mouillirung durch dasselbe erfolgt sei, so hätte ich darauf zu fragen: Woher kommen dann aber die Formen: ſeñg sein, wenkter Winter, şteankt Stunde, kankt konnte, ſèkt Seide, zèkt Zeit, lèkt Leute, leogden läuten, leokt laut, breokt Braut? Wie ist die unorganische Gutturalexplosiva in diesen Wörtern zu erklären?

Ich weiss hierauf nur eine Antwort. Als die Befehdung der Mouillirung begann, suchte sich das unhaltbar gewordene j dadurch zu retten, dass es sich seinem Consonanten anähnlichte, also neben der Explosiva d und t in die homorgane Explosiva (g, k) überging. So entstanden denn die Formen hokt (Haut) regden (reiten), zäñkt, Dat. Plur. zäñgden (Zähne.) Das freistehende n im Auslaut konnte der Gutturalexplosiva nicht abgeneigt sein, das lag schon in seiner Natur begründet und es konnte also menj, wenj u. s. w. ungehindert zu meñg, weñg werden. Nur l allein konnte aus sehr natürlichen Gründen eine Verbindung mit gutturaler Explosiva nicht eingehen, es gab j auf und dieses ging wieder in den ursprünglichen Vokal i zurück. Seine weitere Geschichte ist bekannt. Wann dieser Kampf gegen die Mouillirung begonnen hat, das wird schwer zu ermitteln sein.

Zum Schlusse noch einen kurzen Ausflug ins Burzenland. Sind die gegebenen Erklärungen richtig, so machen auch die viel bewitzelten burzenländ. häkt Hut, mekter Mutter, fäkter Futter keine Schwierigkeiten mehr. Der in diesen Wörtern dem t vorangehende Vokal entspricht nicht jenem ahd. û, nach welchem mehrere sieb.-sächs.

Mundarten regelmässig k vor t haben, sondern dem ahd. uo, auf welches sonst niemals die unorganische Verbindung kt, gd zu folgen pflegt. Erwägt man nun, dass das ahd. uo (=got. ô) phonetisch gleich u° gewesen sein wird, so wird die Annahme gestattet sein, dass dialektisch neben u° auch û bestanden habe. Die niederrh.-fränk. und mitteld. Sprachdenkmäler haben auch in der Tat häufig û für jenes u°. So findet man da neben môter, môder häufig auch mûter, mûder, dann für mittelhochd. vuoter fast regelmässig vûter Futter. Für meinen Zweck genügen die beiden Beispiele. Der weitere Gang der Erklärung ist nicht schwierig; û erlitt Brechung und es erfolgte die Mouillirung der Dentalis. Dass dieselbe auch in diesen Wörtern einmal tatsächlich statt gehabt haben muss, bezeugt das in Rosenau heute noch regelmässig, in Kronstadt aber seltener gebrauchte meţer (mejtjer) Mutter. Im weiteren Verlauf der Sprachentwickelung wurde j auch hier zu k.

Schulnachrichten.

I. Der Lehrkörper.

A. Am Gymnasium.

Ordentliche Lehrer	Lehrgegenstände	Wöchentliche Stundenzahl
Gustav Arz, Rektor.	Latein in III. Religion in III. Deutsch in III. Physik in IV. Turnen in II., III. und IV. Evangelien-Erklärung an den Sontagen für alle evangelische Gymnasialschüler.	17 St.
Ferdinand Baumann, Konrektor, Klassenlehrer in II. und Bibliothekar.	Latein in II. Mathematik in I. Geschichte in II. und III. Mathematik in II.	20 St.
Friedrich Fronius, Klassenlehrer in I.	Latein in I. Deutsch in II. Geographie in I. Geschichte in IV. Religion in II.	20 St.
Thomas Salmen, Klassenlehrer in III.	Religion in I. Mathematik in III. und IV. Naturwissenschaften in III. Naturgeschichte in I. und II. Griechisch in III. Turnen in I.	22 St.
Johann Wolff, Klassenlehrer in IV. und Conferenz-Actuar.	Latein in IV. Griechisch in IV. Deutsch in I. und IV. Religion in IV.	20 St.

Hilfslehrer	Lehrgegenstände	Wöchentliche Stundenzahl
Christian Moeckel, Candidat der Theologie und des Lehramtes.	Lehrte mit Bewilligung des löblichen Presbyteriums unentgeltlich von 1. März bis 25. Mai d. J. Geschichte in III.	3 St.
Moritz Gerger, (s. Volksschule u. Mädchenschule.)	Kalligraphie in I. und II. je 2 St. Zeichnen in allen Gymnasialklassen (III. und IV. combinirt) zu je 2 St.	10 St.
Albert Leonhardt, Ober-Notär, (angestellt am 8. Dec. 1872.)	Ungarische Sprache in II., III. und IV. zu je 2 St. wöchentlich.	6 St.
Johann Piso, Magistrats-Sekretär, (angestellt am 19. Mai 1873.)	Romänische Sprache in der 3. Elementarklasse und allen Gymnasialklassen (III. und IV. combinirt.)	7 St.
Andreas Kauffmann, (s. Volksschule.)	Gesang in II., III. und IV. combinirt.	2 St.
Andreas Roth, (s. Volksschule.)	Gesang in I.	2 St.

B. Für die unter derselben Direktion stehende Knabenvolksschule.

Ordentliche Lehrer	Klasse	Wöchentliche Stundenzahl
Johann Schuster	Erste Klasse, Abtheilung b, in der deutschen Vorstadt.	20 St.
Andreas Roth, (s. Gymnasium.)	Erste Klasse, Abtheilung a, in der Stadt.	20 St.
Andreas Kauffmann, (s. Gymnasium.)	Zweite Klasse.	20 St.
Georg Singer,	Dritte Klasse.	20 St.
Moritz Gerger, (s. Gymnasium.)	Zeichnen in der dritten Klasse (für diese Kl. ein obligater Lehrgegenstand.)	2 St.

C. Für die unter eigener Direktion stehende Mädchenschule.

Ordentliche Lehrer	Klasse	Wöchentliche Stundenzahl
Andreas Heitz, (Stadtprediger), Direktor.	Dritte Klasse. mit zweijährigem Curse.	20 St.
Ferdinand Metz, (Stadtprediger.)	Zweite Klasse.	20 St.
Michael Hutter	Erste Klasse (zugleich Gesanglehrer für alle 3 Klassen.)	22 St.
Amalie Schuster	Lehrerin für weibliche Arbeiten in allen 3 Klassen.	12 St.
Moritz Gerger	Zeichenlehrer für alle 3 Klassen in 2 Abtheilungen.	4 St.

II. Uebersicht der in den einzelnen Klassen des Untergymnasiums behandelten Lehrabschnitte.

Erste Klasse.

Klassenlehrer: Friedrich Fronius.

Religion: 2 St. Das 1. und 3. Hauptstück des kleinen Katechismus, Eintheilung des Kirchenjahres und Bedeutung der Hauptfeste. Nach Michaelis grösserem Confirmandenbüchlein. *Salmen.*

Latein: 8 St. Formenlehre der wichtigsten regelmässigen Flexionen, nach Kühner's Elementargrammatik, 1., 2. und 3. Cursus. Im 2. Semester alle 14 Tage ein Pensum, oder eine Composition gemacht. — *Der Klassenlehrer.*

Deutsch: 4 St. Einfachen und zusammengesetzten Satz; Formenlehre des Verbs; Orthographie; Lesen und Vortragen aus Mager's Lesebuch I. Cursus. — Im Anfang alle 4 Wochen, dann alle 14 Tage eine häusliche, schriftliche Arbeit. *Wolff.*

Geographie: 3 St. Topische Geographie der ganzen Erde. Hauptpunkte der politischen Geographie und Ethnographie nach Bellinger's Handbuch. Wandkarten von Sydow; Handatlas von Kozen, Sydow und Schade. — *Der Klassenlehrer.*

Mathematik: 3 St. Das Rechnen mit unbenannten und benannten ganzen Zahlen als Ergänzung des schon Gelernten. Lehre der Decimal- und gemeinen Brüche, nach Mozniks Handbuch der Arithmetik I. Curs. Anschauungslehre: Linien, Winkel, allgemeine Eigenschaften der gradlinigen Figuren, nach Moznik. — Wöchentlich häusliche Aufgaben aus Arithmetik und Anschauungslehre. *Baumann.*

Naturgeschichte: 2 St. Säugethiere, Insekten, Arachniden, Weichthiere. Nach Abbildungen und natürlichen Sammlungsstücken. Pokorny's Handbuch, I. Theil, Thierreich. — *Salmen.*

Kalligraphie: 2 St. nach Greiner's Schreibheften. *Gerger.*

Turnen: 2 St. Obligat für alle körperlich gesunden Schüler. Freiübungen, leichtere Uebungen an Geräthen und Spiele. *Salmen.*

Zeichnen: 2 St. Figurenzeichnen mit Lineal und Zirkel und aus freier Hand. Besucht von 18 Schülern. *Gerger.*

Romänische Sprache: 2 St. Anfangsgründe im Lesen und Schreiben. Besucht von 18 Schülern. *Piso.*

Gesang: 2. St. Noten- und Taktlehre. Ein- und mehrstimmige Gesänge. Besucht von 11 Schülern. *Roth.*

Zweite Klasse.

Klassenlehrer: Ferdinand Baumann.

Religion: 2 St. Die übrigen Hauptstücke des kleinen Katechismus, ausführlicher das 2. Hauptstück, nach Michaelis. *Fronius.*

Latein 2 St. Wiederholung der regelmässigen Formen; Formenlehre der seltenern unregelmässigen Flexionen und Hauptpunkte der Syntax, nach Kühner 3. und 4. Cursus. Alle 8 Tage schriftliche Arbeiten. *Der Klassenlehrer.*

Deutsch: 4 St. Formenlehre des Nomens, Wortlehre, Satzverbindung und Satzverkürzung, Satzanalyse. Lesen und Vortragen aus Mager I. Unter den schriftlichen Aufgaben auch bürgerliche Geschäftsaufsätze. *Fronius.*

Geschichte und Geographie: 3 St. Alte Geschichte und Geographie bis 476 n. Chr., nach Kapp's Leitfaden, Wandkarte von Kiepert, Handatlas von König. *Baumann.*

Mathematik: 3 St. Einfache Verhältnisse und Proportionen, Regeldetrie, Prozentrechnungen; Mass- und Gewichtskunde. Grössenbestimmung der gradlinigen Figuren, Verwandlung und Theilung derselben; Aehnlichkeit; nach Moznik. *Baumann.*

Naturgeschichte 2 St. Im I. Semester: Vögel, Amphibien und Fische; im II. Semester: Botanik. *Salmen.*

Kalligraphie: 2 St. nach Greiner's Schreibheften. *Gerger.*

Turnen: 2 St. Combinirt mit III. und IV.; Freiübungen und Gerätheturnen; *Der Rektor.*

Ungarische Sprache: 2 St. Lesen, Aussprache, Flektirung des Substantiv's, Adjectiv's und Verbum's; Zahlwort; Uebersetzung leichter Uebungsstücke aus J. D. Dallo's Handbuch; besucht von 20 Schülern. *Leonhardt.*

Romänische Sprache: 2 St. Geschlechtswort; Declination des männlichen Artikels lu und le; Declination des weiblichen Artikels a und oa, Lese- und Schreibübungen. — Besucht von 9 Schülern. — *Piso.*

Zeichnen: 2 St. Weiterübung des Pensums aus I.; besucht von 20 Schülern. *Gerger.*

Gesang: 2 St. Combinirt mit III. und IV.; zwei-, drei- und vierstimmige Gesänge, Choräle; besucht von 13 Schülern. *Kauffmann.*

Dritte Klasse.

Klassenlehrer: Thomas Salmen.

Religion: 2 St. Bibelkunde; Einleitung in die Bücher der heiligen Schrift; Lesen und Erklären der schönsten Stellen derselben. Einzelnes wurde memorirt. *Der Rektor.*

Latein: 6 St. Kasuslehre; Gebrauch der Präpositionen, Pronomen, Supinum und Gerundium. Lekture: Cornelius Nepos: Miltiades, Aristides, Hannibal und Cimon. Die meisten dieser Feldherrn wurden auch memorirt. Jede Woche abwechselnd ein Pensum oder eine Composition. *Der Rektor.*

Griechisch: 5 St. Formenlehre bis zum Abschluss der *verba pura* nach Kühner's Elementargrammatik 1. und 2. Cursus. Im II. Semester auch schriftliche Uebersetzungen. *Der Klassenlehrer.*

Deutsch: 3 St. Lesen und Vortragen aus Mager II., daran geknüpfte Erläuterungen der Stylformen. Biographien von deutschen Dichtern. Schriftliche Arbeiten von zwei zu zwei Wochen. *Der Rektor.*

Geographie und Geschichte: 3 St. Mittlere und neuere Geschichte bis zur französischen Revolution, nach Kapp. Wandkarten und Handatlas. *Baumann.*

Mathematik: 3 St. Entgegengesetzte Grössen, Buchstabenrechnungen, Potenziren und Radiziren, Combinationen und Permutationen. Die Lehre vom Kreis, Elypse und anderen krummen Linien. Wöchentlich häusliche Aufgaben. *Der Klassenlehrer.*

Naturwissenschaften: Im I. Semester 3 St. Mineralogie nach Pokorny III. Theil. Im II. Semester 3 St. Physik: Allgemeine Eigenschaften der Körper, Aggregationszustände, Grundstoffe, Wärmelehre nach Schabus. *Der Klassenlehrer.*

Turnen: 2 St. s. zweite Klasse. *Der Rektor.*

Ungarische Sprache: 2 St. Erweiterung des Pensums für II. Formenlehre bis inclus. regelmässige Zeitwörter und Hülfszeitwörter. Uebersetzungen mündlich und schriftlich. — Handbuch von Dallos. Besucht von 11 Schülern. *Leonhardt.*

Romänische Sprache: 1 St. Lese- und Schreibübungen. Leichtere Uebersetzungen. Lesebuch von Visarion Romanu und Grammatik von Johann Maxim. Besucht von 4 Schülern. *Piso.*

Zeichnen: 2 St. (combinirt mit IV. Klasse.) Freihand- und Ornament-Zeichnen. Besucht von 11 Schülern. *Gerger.*

Gesang: 2 St. s. II. Klasse. Besucht von 8 Schülern. *Kauffmann.*

Vierte Klasse.

Klassenlehrer: Johann Wolff.

Religion: 2 St. Kirchengeschichte nach Bischof's kl. Handbuch. Reformationsgeschichte Siebenbürgens. *Der Klassenlehrer.*

Latein: 6 St. Moduslehre nach Kühner's Grammatik. Wiederholung der früheren Curse. Lecture: Julii Cäsaris bellum Gallicum Lib. I. ganz, Lib. VI. Cap. 11—28. Memorirt wurden fast alle gelesenen Kapitel, die corrigirten Pensa und Compositionen und einige Abschnitte aus Bonel's Vocabularium. Jede Woche ein schriftliches Pensum oder Composition. Das Wichtigste über Prosodie und Metrik. *Der Klassenlehrer.*

Griechisch: 5 St. Vollendung der regelmässigen und unregelmässigen Formenlehre nach Kühners Grammatik. — Alle Wochen ein schriftliches Pensum oder Composition. *Der Klassenlehrer.*

Deutsch: 3 St. Wie in der III. Klasse. Besprechung der schriftlichen Schularbeiten nach Stoff und Form. — *Der Klassenlehrer.*

Geographie und Geschichte: 3 St. Schluss der neuern Geschichte. Geschichte Siebenbürgens. Geographie Oesterreich-Ungarns und ausführliche Wiederholung der gesammten Geographie. *Fronius.*

Mathematik: 3 St. Zusammengesetzte Verhältnisse in Anwendung auf verschiedene Rechnungen. Gleichungen des ersten Grades mit einer Unbekannten. Stereometrische Anschauungslehre, nach Moznik. Wöchentlich häusliche Aufgaben. *Salmen.*

Physik: 3 St. Gleichgewicht und Bewegung. Akustik, Magnetismus, Elektrizität, Optik mit erläuternden Experimenten, Hauptpunkte der Astronomie und physischen Geographie. *Der Rektor.*

Turnen: 2 St. s. die II. Klasse. *Der Rektor.*

Ungarische Sprache: 2 St. Wiederholung und Weiterführung des Pensums aus III. Uebersetzungen in der Klasse und schriftlich zu Hause, nach Dallos Handbuch. Besucht von 7 Schülern. *Leonhardt.*

Romänische Sprache: 1 St. (combinirt mit III.) wurde von keinem Schüler besucht. — *Piso.*

Zeichnen: 2 St. s. III. Klasse. Besucht von 7 Schülern. *Gerger.*

Gesang: 2 St. s. II. Klasse. In diesem Schuljahr von keinem Schüler besucht. *Kauffmann.*

Anmerkung: Der Unterricht in der ungarischen Sprache war, aus Mangel an einer geeigneten Lehrkraft, länger als ein Jahr unterbrochen und mit dem romänischen Unterrichte wurde erst am 1. Juni d. J. begonnen, daher mussten in jeder Klasse die Anfangsgründe dieser Sprachen durchgenommen werden, was den Fortgang vielfach hinderte. —

Die Lektüre aus der Schülerbibliothek wurden vom Direktor und den einzelnen Lehrern für deutsche Sprache überwacht. —

III. Die Schüler.

Klasse	Zahl der eingeschriebenen Schüler zu Anfang des Schuljahres 1872—3	Diese theilten sich: nach dem Religionsbekenntnisse in: Evang. A. B.	Evang. H. B.	röm.-kath.	griech.-kath.	griech.-or.	mosaisch	nach der Nationalität in: Deutsche	Romänen	Ungarn	Israeliten	Davon waren im Laufe d. Schuljahres: ausgetreten	gestorben	Dazu sind im Laufe des Jahres gekommen	Sonach sind am Schlusse des Schuljahres
a) Am Gymnasium															
Klasse I.	39	20	1	7	1	10	—	25	12	2	—	4	—	—	35
„ II.	24	12	1	4	4	3	—	14	7	3	—	3	—	—	21
„ III.	13	8	—	2	—	3	—	10	3	—	—	—	—	—	13
„ IV.	8	8	—	—	—	—	—	8	—	—	—	1	—	—	8
Summe .	84	48	2	13	5	16	—	57	22	5	—	8	—	—	77
b) An der Knaben-Volksschule															
Klasse I. a)	54	29	1	4	1	19	—	32	20	2	—	1	1	—	52
„ I. b)	7	7	—	—	—	—	—	7	—	—	—	—	—	1	8
„ II.	52	32	3	4	1	11	1	36	12	4	—	2	1	2	51
„ III.	57	36	1	4	2	14	—	37	16	4	—	4	—	—	53
Summe .	170	104	5	12	4	44	1	112	48	10	—	7	2	3	164
c) An der Mädchenschule															
Klasse I.	71	56	1	6	3	4	1	62	7	1	1	—	—	3	74
„ II.	56	44	—	6	4	1	1	48	5	2	1	2	—	1	55
„ III.	47	41	—	2	3	1	—	42	4	1	—	5	—	—	42
Summe .	174	141	1	14	10	6	2	152	16	4	2	7	—	4	171

Die Gesammtzahl der Schüler an allen 3 Anstalten betrug demnach zu Anfang des Schuljahres 1872/3 428. Darunter waren bezüglich der Religion: evang. A. B. 293, evang. H. B. 8, römisch-katholische 39, griechisch-katholische 19, griechisch-orientalische 66 und mosaisch 3; bezüglich der Nationalität: Deutsche 323, Romänen 86, und Ungarn 19.

Von diesen waren im Laufe des Schuljahres 22 ausgetreten, 2 gestorben; dagegen waren hinzugekommen 7 Schüler. Es beläuft sich somit die Gesammtzahl der Schüler und Schülerinnen am Schlusse des Schuljahres auf 412; um 28 mehr als im vorigen Schuljahre.

IV. Lehrmittelsammlungen.

A. Die Schulbibliothek erwarb:

a) Durch Geschenk:

1. Vom hochlöblichen Landes-Consistorium A. B.: „Ueber den Stand des öffentlichen Schulwesens der evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. Mit beigedrucktem Ausstellungskataloge.“
2. Vom löblichen Presbyterium A. B. zu Hermannstadt: Vierter Jahresbericht der evang. Gemeinde A. B. zu Hermannstadt, vom J. 1870.
3. Vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde: Archiv dieses Vereines X. Band, Heft 3 und XI. Band, Heft 1.
4. Vom sieb.-sächs. Landwirthschaftsvereine: Satzungen dieses Vereines. „Untersuchungen und Wohlmeinung, über Ackerbau und Nomadenwesen“. Aus dem Nachlasse St. L. Roth's, mitgetheilt von Franz Obert. Protokoll der am 15. August 1872 zu Mediasch abgehaltenen Hauptversammlung dieses Vereines. Bericht der Oberverwaltung des Landwirthschaftsvereines. Mediasch 1872. Carl Gleim „Unsere Waldwirthschaft“. Vortrag gehalten in Mediasch 1872.
5. Von der Kieler Universität: Schriften dieser Universität vom Jahre 1871. 3. Hefte.
6. Von Herrn Dr. C. Reinhardt: Dr. Otto Volger, das Buch der Erde.
7. Von Herrn Ferdinand Megay: Johann Heinrich Ursini. *Arboretum biblicum.* Kalender mit handschriftlichen Aufzeichnungen vom Jahre 1763.
8. Von Herrn Karl Arz: Johannes Scapula, *Lexicon Graecolatinum.* Kalender aus dem Jahre 1763 mit handschriftlichen Aufzeichnungen.
9. Von Frau Henriette Eisig: Heimstätte-Gesetz der Vereinigten Staaten von Nordamerika; vom J. 1862.
10. Von Herrn Emil Emerich: Influenzkarte der Postcurse vom Kaiserthum Oesterreich, von Franz Raffelsberger.
11. Die Schulprogramme von 227 preussischen und den meisten österreichisch-ungarischen Mittelschulen (im Austausch).
12. Von den Gymnasial-Lehrern: Das siebenbürgisch-deutsche Wochenblatt, 1872.

b) Durch Ankauf:

1. Vogel, Vorlesungen über den Menschen. 2 Bände.
2. Büchner, 6 Vorlesungen über Darvins Theorie.
3. „ Stellung des Menschen in der Natur.
4. Ratzel, Sein und Werden der organischen Welt.
5. Verhandlungen der 4. Versammlung der Direktoren der Gymnasien und Realschulen in Pommern.
6. Köstlin, Hegel.
7. Die wichtigsten Ergebnisse der Volkszählung in Siebenbürgen im Jahre 1869/70.
8. Kiepert H., Karte der alten Welt.
9. Obert und Pertes, Karte von Siebenbürgen.
10. Wander, Deutsches Sprichwörterbuch (Fortsetzung).
11. Zwetz, das Schulhaus und dessen Einrichtung.
12. Grimm Jakob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch IV. Band 5. Lieferung, und 2. Abtheilung 5. Lieferung.
13. Giesebrecht W. v, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Band 4.
14. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen.
15. Hase, Gnosis 2 Bände.
16. Vom Preussischen Generalstab: Der deutsch-französische Krieg 1870/71.
17. Dolezal, Schulwandkarte der österr.-ungar. Monarchie.
18. Kozenn, Wandkarte von Europa.
19. Dr. Schiller und Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Heft 1 und 2.
20. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache.
21. Darvin, Entstehung der Arten.
22. Löher Franz v., Vom Sprach- und Völkerstreit in Ungarn.
23. Schuster M. A., Predigt und Anrede zur Einweihung der neuen Schule in Deutsch-Kreutz.
24. Hienz Johann, Natur- und Kulturbilder aus dem Burzenlande.
25. Schuller Gustav, 4 Reliefkarten für den geographischen Unterricht.
26. Bartsch, Germania pro 1873.
27. Zarnke, Literarisches Zentralblatt 1873.
28. Gottschall, Blätter für literarische Unterhaltung 1873.
29. Hellwald Fr. v., Das Ausland pro 1873.
30. Obert Franz, Schul- und Kirchenbote für das Sachsenland. 1873.

B. Die Schülerbibliothek erwarb:

1. Pansa, Die Salzburger Emigranten.
2. Tobler, Hausthiere.
3. Grimm, Kinder- und Hausmärchen.

4. Horn, Erdbeben von Lissabon.
5. „ Die Korsaren-Jagd.
6. „ Der Gemsjäger.
7. Hoffmann Fr., Peter Simpel.
8. „ Der Vogelhändler.
9. „ Unverhofft kommt oft.
10. Fechner Hermann, Der deutsch-französische Krieg, 1870—1871.
11. Cooper, Lederstrumpferzählungen für die Jugend.
12. Löhr, Geschichten und Erzählungen aus der Kinderwelt.
13. Martin Anton, Bilder und Skitzen aus der Naturkunde.
14. Biernatzki K., Erzählungen. Geschenkt vom Schüler J. Gretor.
15. Schwab G., Die deutschen Volksbücher.
16. Andrä J. C., Erzählungen aus der deutschen Geschichte.

C. Die Gymnasial-Leihbibliothek erwarb:

1. Detlef, Schuld und Sühne.
2. Jensen, Nordlicht.
3. Bodenstedt, Das Herrenhaus im Eschenwalde.
4. Heribert Rau, Mozart.
5. Gutzkow, Der Zauberer von Rom.
6. Hoefer, Unter fliegenden Fahnen.
7. Petersen, Die Irrlichter.
8. Keller, Sieben Legenden.
9. Puttlitz, Was sich der Wald erzählt.
10. Max Ring, Lorbeer und Cypresse.
11. Auerbach, Josef im Schnee.

D. Die naturhistorischen Sammlungen erwarben:

a) Durch Geschenk:

1. Von Herrn Josef Wagner, 1 St. rohe Steinkohle, 1 St. verkoakste Steinkohle, 2 St. Blattabdrücke in Thon, 10 St. Petrefakten } aus den Kohlengruben bei Petrosény.
2. Von Fräulein Ida Eisig, 1 St. geschliffenen Bandachat und 1 St. geschliffenen Moosachat.
3. Von Herrn C. Koháry, 1 St. Thonschiefer mit Blattabdrücken und 1 St. Kalksinter von Petrosény.
4. Von Herrn Carl Binder, Früchte von *Quercus Aegilops* und von *Nux vomica* aus Nubien.

5. Von Herrn J. Nöszner, 1 St. Carneol-Achat, 1 St. Pinien-Saamenzapfen und 1 St. *Sorex araneus.*
6. Von Frau Henriette Eisig, 1 St. geschliffenen Achat, 4 St. geschliffener Carneol, 1 St. in Corall geschnittene Camee, 1 St. Bergkristall mit Schwefelkies, 13 St. Conchilien aus Missisipi und aus der Nordsee, 1 Ametist-Cristall und eine Imitation von Türkis.
7. Von Herrn Forstmeister Fr. Reschner, Braunkohle mit Eisenkies durchsetzt aus dem Grunde des Mühlbachbettes; eine politirte Stammscheibe von *Pinus Mughus* (Krummholz) aus dem Mühlbachgebirge 7 Zoll im Durchmesser.
8. Von Herrn Förster Carl Pfalz, ein Stück Holz von *Taxus boccota* (Eibenbaum), aus dem Mühlbachgebirge.
9. Vom Schüler C. Cörpert, *Silvia flavicapilla.*
10. Von Direktor Arz, *Strix flamea.*

b) Durch Ankauf:

11. Einen Zahn von *Elephas primigenius.* 12. 1 Schienbein von *Elephas primigenius.* 13. *Mustella erminea.* 14. *Mus Cricetus.* 15. *Sorex araneus.* 16. *Vespertilio auritus.* 17. *Rhamphastor Tucanus.* 18. *Rana Temporaria.* 19. *Perca fluviatilis.* 20. *Astacus fluviatilis.*

E. Die Antikensammlung wurde vermehrt durch:

1. Einen Steinhammer aus Serpentin, in Mühlbach gefunden und geschenkt von Herrn Josef Glaser.
2. Einige alte Schmuckgegenstände aus Glas und Metall, in der Walachei ausgegraben und geschenkt von Herrn J. Nöszner.
3. 2 St. römische Ziegel mit Stempel, in der alten Sacristei der evang. Kirche in Mühlbach eingemauert gefunden und geschenkt von Herrn Josef Glaser.
4. Ein Schmuckgeräthe aus Leberopal, bei Weingartskirchen ausgegraben; geschenkt von Herrn Stadtprediger A. Heitz.
5. Einen alten Kirchenleuchter aus Zink, ausgegraben bei Weingartskirchen.

F. Die mathematisch-physikalische Sammlung

erhielt von Herrn Förster C. Pfalz ein Modell zu einem gewöhnlichen Dachstuhl und ein Modell eines Thurmdaches.

G. Die Münzsammlung wurde vermehrt durch:

1 St. römische Silbermünze *(Antonius Aug. Pius Imp. XII)* in der Mühlbächer Vorstadt ausgegraben, geschenkt von Herrn Georg Singer. 1 St. römische Silbermünze *(Severus Aug. Pont. Max. rev. Restitutio urbis)* aus Ungarn, geschenkt von Herrn Georg Lukatschik. 1 St. türkische Goldmünze, 1 St. 5 Cent's-Note aus

Virginia und 1 St. 5 Cent's-Note aus den Vereinigten Staaten, geschenkt von Frau Henriette Eisig. 1 St. Silberfranc aus Italien v. J. 1863, geschenkt von Herrn Major v. Welthern. 1 St. türkische Kupfermünze, geschenkt von Herrn Gustav Schneller. 1 St. österreichische Silbermünze v. J. 1802, geschenkt von Herrn Th. Salmen. 1 St. Kupfermünze zu 1 Kopeke und 1 St. türkische Kupfermünze, geschenkt von Herrn J. Nöszner. 1 St. französische Silbermünze v. J. 1663, 1 St. polnischer Groschen und 2 St. neuere Kupfermünzen, geschenkt von Herrn Dr. K. Krasser. 1 St. hessische Silbermünze, 1 St. Silbermünze von Augsburg v. J. 1694, 1 St. österreichische Silbermünze v. J. 1701, 2 St. italienische Kupfermünzen, 4 St. Kupferkreuzer aus dem Grossherzogthum Baden von den Jahren 1848, 1849, 1856, und 1866, 1 St. Kupferpfennig von Mainz und eine falsche ungarische Banknote v. J. 1849, geschenkt von Herrn Emil Emerich. 1 St. amerikanische 10 Cent-Banknote, geschenkt von Herrn N. Port. 1 Dreikopekenstück, geschenkt von Herrn Wilhelm Heitz. 1 St. alte Silbermünze (Peter Re††) aus einem grösseren Funde bei Langendorf, geschenkt von Herrn Förster Carl Pfalz. 3 St. Silbermünzen aus dem 17. Jahrhundert und 4 St. neuere Kupfermünzen, geschenkt vom Schüler Heinrich Ongerth. 2 St. Kupfermünzen aus dem 18. Jahrhundert, geschenkt vom Schüler Julius Rothe. 1 St. Silberthaler, als Erinnerungsmünze an die Krönung Karl VI. von Nürnberg 1711, geschenkt von Herrn Josef Roth. 1 St. österr. Kupferkreuzer v. J. 1764 und 1 St. würtembergischen Silberkreuzer v. J. 1871, geschenkt von Herrn Georg Singer. 1 St. polnische Silbermünze v. J. 1665, in der evang. Kirche gefunden und geschenkt von Herrn Josef Glaser. 1 St. Silbermünze von Bethlen Gábor 1626, geschenkt von Herrn Michael Sebastian. 1 St. päpstliche Kupfermünze v. J. 1849 und 1 St. italienische Kupfermünze v. J. 1810, geschenkt vom Gewerbe-Schüler Wilhelm Metz. 1 St. österreichische Silbermünze v. J. 1795, geschenkt vom Schüler Rudolf Zimmermann. Zusammen: 1 St. Gold-, 16 Silber-, 13 Kupfermünzen und 4 Banknoten.

H. An Baargeschenken erhielt der Schulfiscus:

1. Von Herrn Christian Moeckel, als Reinertrag eines Concertes, zur Gründung eines Fondes für den Ankauf eines Lusters in den Schulsaal. 25 fl
2. Von Herrn Stadt-Cantor Andreas Kauffmann, aus dem Erträgniss eines Concertes vom Unterwälder Schullehrervereine, zu gleichem Zwecke. 5 fl.
3. Von einem ungenannt sein wollenden Schulfreunde, 10 Gulden zum Ankauf eines Prämiums für den besten Schüler in den Naturwissenschaften.

V. Zur Chronik der Anstalt.

1. Am 2. September 1872 wird, nach vorgenommener Nachprüfung und Aufnahmsprüfung einiger Schüler, das Schuljahr eröffnet.

2. An der Lehrmittelausstellung in Wien betheiligt sich diese Lehranstalt durch Einsendung von allen seit dem Jahre 1856 von ihr herausgegebenen Schulprogrammen, ferner von 10 Heften mit hiesigen Schüleraufgaben und einem Verzeichnisse der Themen für deutsche Arbeiten der III. und IV. Klasse in den Schuljahren 1870/1 und 1871/2.

3. Zu gleichem Zwecke werden, über Aufforderung des hohen königl. ungar. Ministeriums für Cultus und Unterricht, die Schulprogramme vom Jahre 1860 bis 1872 und ein Verzeichniss der an dieser Anstalt gebrauchten Handbücher an die Direktion der k. Oberrealschule in Ofen übersandt.

4. Während der, durch die Landeskirchen-Versammlung in Hermannstadt veranlassten achttägigen (vom 10. bis 17. November 1871) Abwesenheit des Direktors supplirte dessen Lehrstunden aus Gefälligkeit der Candidat des Lehramtes und der Theologie Christian Moeckel.

5. Am 18. November 1872 theilt das löbliche Presbyterium der Lehrer-Conferenz mit: Wohldasselbe habe in seiner Sitzung am 10. November d. J. das von dieser Conferenz am 5. November 1871 eingereichte Gesuch um eine Gehaltsaufbesserung berathen, den Vorschlag auf Gründung eines Quinquenal-Zulagefondes für jetzt als undurchführbar erkannt, dafür aber die Bewilliguug eines zeitweiligen Theuerungsbeitrages beschlossen. Hienach sei für jeden Gymnasiallehrer jährlich 120 fl. bei der evang. Schulkassa, für jeden Knaben- und Mädchen-Elementarlehrer, sowie für den Zeichenlehrer 100 fl. und für die Lehrerin weiblicher Handarbeiten 50 fl. jährlich bei dem evang. Hauptvolksschulfonde mehr als bisher angewiesen. Dieser Theuerungsbeitrag könne vorläufig vom 1. September 1872 weiter behoben werden. Die Auszahlung des Zuschlages vom 1. Januar bis 31. August 1872 hänge von dem Termine der Flüssigmachung der, von der löblichen Stadt-Communität zugesicherten Schuldotation aus Communal-Mitteln ab. Diese, nach Massgabe der verfügbaren Geldmittel, nicht unerhebliche materielle Aufbesserung wurde von den Lehrern dankbar entgegengenommen, um so mehr, als bald darauf die grössere Gemeindevertretung nicht allein die dazu nöthigen Mehrauslagen aus den evangelischen Kassen bewilligte, sondern auch den Beschluss fasste: Es mögen von dem Presbyterium Mittel und Wege ersonnen werden, wie dieser vorläufig nur zeitweilige Theuerungsbeitrag bald als bleibende Gehaltsaufbesserung systemisirt werden könne. Der Dank hiefür wurde dem löblichen Presbyterium von der Conferenz schriftlich ausgedrückt.

6. Am 28. December 1872 wird Obernotär Albert Leonhardt vom löbl. Presbyterium zum Lehrer der ungarischen Sprache gewählt, nachdem diese Lehrstelle aus Mangel an geeigneten Concurrenten über Jahresfrist unbesetzt geblieben.

7. Am 14. Februar 1873 stellt die Lehrer-Conferenz an das löbliche Presbyterium das motivirte Ansuchen: Es wolle Wohldasselbe 1. durch geeignete Verfügungen dem Nachtheile für die Zukunft vorbeugen, welcher bisher den hiesigen Elementarschulen daraus erwachsen, dass die Elementarlehrer als Kirchensänger während der Fastenzeit wöchentlich 2mal die Schule versäumen mussten; 2. es wolle gestatten, dass das bisher

übliche „Katechismus-Beten“ durch Schüler der II. Gymnasial-Klasse in den Nachmittagkirchen der Fastensonntage als nicht mehr zeitgemäss und nutzlos, schon in diesem Jahre eingestellt werde.

Beiden Ansuchen willfahrt das löbliche Presbyterium mittels Beschluss sub Z. 22 u. 23/1873 der Art, dass hinfort nur ein wöchentlicher Fasten-Gottesdienst und zwar nach Beendigung der vormittagigen Schulstunden abzuhalten ist, und dass das „Katechismusbeten“ für immer ausser Gebrauch gesetzt wird.

8. Am 16. Februar erhält der Candidat der Theologie und des Lehramtes Christian Moeckel auf sein Ansuchen vom löbl. Presbyterium die Erlaubniss, nach Anweisung des Direktors an diesem Untergymnasium einige Lehrstunden zu übernehmen. Der Direktor überträgt ihm, in Uebereinstimmung mit seinem eigenen Wunsche, 3 wöchentliche Lehrstunden, Geschichte in III., welche er auch bis zu seinem Abgange als Rektor der evang. Volksschule in Gross-Pold am 25. Mai 1873 mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue versieht.

9. Mittels Erlass des hochlöbl. Landes-Consistoriums A. B. werden jene Feiertage bestimmt, an welchen die Ordinariate der griechisch-kathol. und der griechisch-orientalischen Kirche den ihrer Confession angehörenden Schülern an evangelischen Gymnasien das Versäumen der Schule gestatten.

10. Am 18. Mai 1873 verhandelte das löbliche Presbyterium A. B. über die von der löblichen Stadt-Communität an die Ausfolgung einer Schuldotation von jährlichen 1200 fl. ö. W. aus der Stadtkassa, zum Zwecke der Gehaltsaufbesserung für die Lehrer der evang. Schulen, geknüpften Bedingungen, worunter die wichtigsten waren, dass hinfort an diesen Schulen das Schulgeld für alle Schüler, ohne Rücksicht auf Confession und Heimathort, gleich gestellt werde, und dass 400 fl. jährlich von dieser Dotation jeden Falles zu gleichen Theilen zur Besoldung eines Lehrers für ungarische und eines für romänische Sprache in Verwendung kommen. — Das löbl. Presbyterium ging auf die gestellten Bedingungen ein und fasste in Sonderheit mit Bezug auf das künftige Schulgeld an dieser Anstalt folgenden Beschluss:

1. Das Schulgeld an allen evang. Schulanstalten A. B. in Mühlbach ist vom 1. September 1873 an für alle Schüler und Schülerinnen ohne Unterschied der Nation, Confession und des Geburtsortes ein gleiches und wird regelmässig im Laufe des ersten Monates jeden Schuljahres gezahlt.
2. Dasselbe beträgt für die Schüler und Schülerinnen der Elementarschulen jährlich 3 fl. ö. W., für die Schüler des Untergymnasiums jährlich 5 fl. ö. W.
3. Von der Entrichtung dieses Schulgeldes kann Niemand freigesprochen werden, da die Schulanstalten alle ihre inneren Bedürfnisse, als Einrichtungsstücke, Lehrmittel, Apparate, Ergänzung der Lehrer- und Schülerbibliothek etc. nur aus diesem Gelde decken und eine Schmälerung ihrer Einnahmen schlechterdings nicht ertragen könnte, ohne in ihrem ganzen Organismus gehemmt und zurückgesetzt zu werden.

4. In einzelnen berücksichtigungswürdigen Fällen zahlt das evang. Presbyterium für einheimische und unterstützungswürdige Schüler seiner Confession, je nach Zulänglichkeit der Mittel entweder ganz, oder theilweise aus den bisher schon hiefür bestimmt gewesenen Legaten, nämlich aus der Melas-, Seiverth-, Filtsch-, Nagel- und Conrad'schen Stiftung, so wie aus den laufenden Einkünften des evang. Sammelfondes.
5. Bewerber um diese Begünstigung haben sich spätestens bis zum 1. Oktober jeden Jahres unter glaubwürdiger Darlegung ihrer Verhältnisse an den Direktor der Knaben- oder der Mädchenschule zu wenden, welche dem Presbyterium hierüber, behufs Entscheidung, Bericht erstatten werden.
6. Dieses Statut ist den Schülern zu Anfang jeden Schuljahres zu publiziren. Wer bezüglich des Punktes 5 den Termin versäumt, begibt sich für das laufende Schuljahr jeden Anspruches auf die erwähnte Begünstigung.

Gleichzeitig weiset das Presbyterium die Behebung des Dotations-Betrages pro 1872 aus der hiesigen Stadtkassa und die Auszahlung des Theuerungsbeitrages von 1. Januar bis letzten August 1872 an die Lehrer der evang. Schulen bei seinem Kassaamte an.

Als Lehrer der romänischen Sprache am Unter-Gymnasium wird in derselben Sitzung der hiesige Magistrats-Sekretär Johann Piso erwählt.

Das neue Schuljahr beginnt am 1. September. Die Aufnahme neuer Schüler findet am 30. und 31. August statt. Die Anmeldung derselben hat vorschriftmässig durch die Eltern oder Stellvertreter derselben zu geschehen, wobei Taufschein und etwaige Schulzeugnisse vorzulegen und 1 fl. 50 kr. ö. W. als gesetzliche Aufnahmstaxe zu entrichten sind.

